Clement Lorimer

oder

das Buch mit den eisernen Haspen.

Ein Roman

von

Angus B. Reach.

Aus dem Englischen übersetzt.

Zweiter Theil.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Clement Lorimer.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Vater und Sohn.

Fast im Mittelpunkte der Gruppe von behaglichen, aber vollkommen bürgerlichen Plätzen, welche Russel Square als ihren Häuptling anerkennen, liegt eine sonderbare Localität, die die Eigenschaften einer Arcade und eines Miethstalles in sich vereinigt. Der Fußgänger, welcher den kürzeren Weg von der einfältigen Respectabilität von Bernard Street nach der respectabeln Einfältigkeit von Guildford Street sucht, und sich in dieser Absicht in den weiten Thorweg versenkt, welcher sich in der Nähe des westlichen Endes der vorerwähnten Straße öffnet, wird zu seiner Linken die merkwürdige Häuserreihe bemerken, von welcher wir sprechen, und die, wie ihn ein bemaltes Bret benachrichtigt, die Colonnade genannt wird.

Diese schön betitelte Localität besteht aus einer Reihe von fadenscheinigen alten Häusern, deren Haupteigenthümlichkeit die ist, daß sie über Trottoirs, welche vor ihnen hinlaufen, wegragen und daher theilweise von einer Reihe von Säulen gestützt wird, die sich vom äußern Rande des Trottoirs bis zum Niveau des ersten Stockes erheben.

Diesen Häusern gegenüber ist ein Complex von Häusern und Wagenremisen, und hinter ihnen erheben sich die verräucherten Rückseiten der Gebäude von Guildford Street.

Die Colonnaden werden von einer Anzahl kleiner Krämer und Handwerker bewohnt, wie sie in ärmlichen Städten und Vorstädten im Ueberflusse vorhanden sind; aber man wundert sich, wie es kommt, daß sie sich in dem Schatten der düsteren Verworfenheit und des gespenstischen Decorums eingenistet haben. Was zum Beispiel können die majestätischen Damen und Herren von Russel Square mit Lumpen- und Knochenläden und wohlfeilen Milchläden und kleinen Kohlenläden, Kinderschulen, in denen das Schulgeld für den Kopf wöchentlich vier Pence beträgt, zu thun haben?

Wir denken nicht, daß Etwas von der feinen Wäsche von Guildford Street zum Trocknen aufgehängt zwischen den Säulen und Stallungen flattern könne. Von den feinen jungen Herren und Damen von Bruns-

vick Square kann doch keiner nach den klebrigen Bonbons seufzen, welche in den gebrechlichen Fenstern der Zuckerbäcker der Colonnaden ausgestellt sind. Nein, die Straße muß sich auf eine räthselhafte Weise selbst erhalten. Es ist eine compacte, gedeihliche kleine Colonie, welche durch einen unbekannten Zufall mitten in die Region der gestärkten steifen Mittelklassengentilität gekommen ist, wie wir hören, daß räthselhafte Stämme von Welschen unter den nordamerikanischen Indianern, und kleine Menschengesellschaften, die noch die Sprache des Forums und Colosseums sprechen, in abgelegenen und fast unzugänglichen Winkeln der italienischen Alpen entdeckt worden sind.

Es ist der Abend eines heitern Sommertags und wir müssen den Leser bitten, uns nach der Colonnade zu begleiten.

Ungefähr in der Mitte derselben ist neben einer offenen Thür ein Bret von etwa zwei Fuß Länge und derselben Breite mit einer gemalten Darstellung in Farben von einem glühenden Roth eines Frauenzimmers, welches fleißig an einer Drehrolle arbeitet, während, um uns in keinem Irrthum ücer die Identität der Wäscherin zu lassen, eine Aufschrift in dicken ungeschickten Buchstaben uns benachrichtigt, daß wir dieses Kunstwerk als eine Darstellung der Mrß. Dumple zu betrachten haben,

welche, wie die Inschrift weiter besagt, sowohl wäscht, wie rollt.

Wir müssen den Leser zuerst in das Erdgeschoß, in das Etablissement führen. Es ist ein trübes, feuchtes Zimmer, welches die Dünste von Wäsche im Waschfasse und anderer, welche eben geplättet wird, erfüllen — an der Wand, dem einzigen Fenster gegenüber, steht eine Drehrolle — wahrscheinlich die auf der Firma abgemalte — die aber jetzt in Ruhe befindlich ist. Der große Tisch, welcher die Mitte des Zimmers einnimmt, ist mit einer Menge von Hemden bedeckt, welche sich meistens auf verschiedenartigen Stufen der Zerrissenheit befinden, während der Haufen von Wäschkörben in einer Ecke zu beweisen scheint, daß Mrß. Dumple eine gute Kundschaft besitzt. Stühle, Tische, Schemmel, Schränke und Kochgeräthschaften von der Klasse, welche das sowohl für geschäftliche wie häusliche Zwecke angewendete Zimmer zu schmücken pflegen, standen und lagen überall umher, und zwischen dem Plättetische und dem kleinen Feuer, vor welchem ein Bataillon von Plätteisen steht, die sich auf die Hinterfüße gebäumt haben, um die ganze Hitze aufzufangen, bewegte sich die stattliche Gestalt der Mrß. Dumple umher.

Sie ist eine Matrone von funfzig Jahren mit rothen dicken Armen und dünnen Fingern, von der Arbeit des Waschens gebleicht und abgeschält.

Im Ganzen scheint aber ihr Geschäft auf ihren Körper einen gedeihlichen Einfluß gehabt zu haben. Ihr breites vulgaires Gesicht strömt von einem fetten Ausdruck salbungsvollen, buttrigen Humors über, und ihre Dimensionen verdanken ihren Ursprung einer kräftigeren Nahrung als dem sprichwörtlich gewordenen Thee der Wäscherin.

Außer dieser schätzbaren Matrone waren noch zwei andere Personen in ihrem unteren Zimmer zugegen — ein Jüngling zwischen vierzehn und achtzehn Jahren, und ein kleiner Knabe, der diese weise Lebensepoche noch nicht erreicht hatte.

Der Letztere stand, wie sich an seiner viereckigen Papiermütze sehen ließ, die aus einem Bogen eines unverkauft-gebliebenen Kalenders geformt war, im Noviziat des Lebens eines Buchdruckers, ein krausköpfiger, schwarzäugiger Bengel von etwa zehn Jahren, mit einem scharfen Gesichte, aus welchem ein Paar auffallend glänzende und intelligente Augen hervorblitzten. Dieser Junge schien das Opfer einer Krankheit zu sein, in deren fortwährenden Paroxysmen er sich ewig umher warf, seine Glieder in alle mögliche Attituden versetzte, und den Stuhl, in dessen Nähe er stand, zu jedem möglichen Zwecke außer dem des Daraufsitzens verwendete.

Die dritte Person im Zimmer hat der Leser bereits kennen gelernt, obgleich es möglich ist, daß er in jenem

magern bleichen Gesichte, den eingesunkenen Augen und dem niedergeschlagenen, wehmüthigen Ausdruck kaum die einst so gesunden und robusten Züge von Richard Flick, dem Sohne des Jockey's, erkennen würde.

„Gill," sagte Mrß. Dumple, „ich wollte, Du hättest so viel Fleisch auf den Knochen wie ich, dann würdest Du wohl ruhiger sein."

Gill sprang statt aller Antwort auf seinen Stuhl, setzte sich auf die Lehne, warf dann sein Gesicht nach hinten, stieß das Möbel um, schlüpfte, während es fiel, herab und kam auf den Rand des Sitztheils des Stuhls nieder, als derselbe, von dem lauten Kreischen seiner Mutter begleitet, krachend zu Boden fiel. „Ich bin nun munter, Mutter," sagte Gill, „es giebt nichts Besseres, als munter sein."

„Ich wollte, Du wärest in Deinem Bette," seufzte die Matrone, „Du treibst Unheil, so lange Du die Augen offen hast. Ich bin überzeugt, daß keine arme alleinstehende Witwe mit einem solchen Kobold auskommen kann. Du bist ein Teufelsbraten, Gill — ein Teufelsbraten!"

„Sprich nicht vom Bette, Mutter," antwortete der Sohn, indem er seine Beine die Vorderfüße des Stuhles entlang ausstreckte und seinen Körper abwärts sinken ließ, bis sein Kopf auf der Lehne des liegenden

Möbels ruhte. — „Sprich mir nicht vom Bette — ich habe heute schon zwei Stunden lang geschlafen."

„Geschlafen! — Gill!" fragte Mrß. Dumple mit einem Erstaunen.

„Auf der Thürmatte im zweiten Stock von Nummer 13 in Little St. Peters Street in Camdentown. Dort wohnt jetzt Mr. Spiffler."

„Mr. Spiffler!" erwiderte Mrß. Dumple, „wer ist Mr. Spiffler?"

„Er ist ein Schriftsteller und ich hole sein Manuscript, nämlich das Geschriebene, was gedruckt werden soll, Mutter, weißt Du."

„Aber warum schläfst Du auf seiner Thürmatte, Gill?" fragte die Matrone.

„Weil er nie sein Manuscript zur rechten Zeit fertig hat; es geht den Schriftstellern allen so — und deshalb warte ich."

„Nun, ich denke, daß Mr. Spiffler, wenn er so heißt, Dich in seinem Zimmer hätte warten lassen können," antwortete Mrß. Dumple, indem sie mit einem zornigen Stoß ihr Platteisen auf die Manschette des Hemdes, welches sie eben vor sich hatte, herabfallen ließ.

„Er wollte auch, daß ich es thun sollte," sagte Gill; „Du lieber Gott, Spiffler ist ein ganz guter Kerl, aber ich wollte nicht, weil ich gern auf dem Trep-

pengeländer hinabrutsche — und das habe ich auch gethan, bis ein Splitter —"

Hier hielt Gill inne, rutschte auf seinem Stuhle umher und grinzte.

„Das ist Dir ganz recht geschehen, Gill," sagte Mrß. Dumple.

„Und dann rollte ich die Matte bequem zusammen und schlief, bis Mr. Spiffler eine komische Geschichte fertig hatte, die wir zum Ausfüllen brauchten."

Und hiermit hob Gill Dumple seinen Stuhl auf, setzte die Lehne desselben auf sein Knie und balancirte ihn auf die Art des geschicktesten Akrobaten.

Während dieser Unterhaltung hatte Richard Flick ein düsteres Schweigen bewahrt, endlich sprach er aber, nachdem Mr. Gill, von seinen Kunststücken ermüdet, seinen Stuhl niedergesetzt, und sich herabgelassen hatte, sich schneiderartig darauf zu setzen.

„Denken Sie, Tante," sagte er, „daß der Doctor mir erlauben wird, ihn heute zu besuchen? O ich wünschte — ich wünschte — er thäte es!"

„Mein armer Junge," antwortete Mrß. Dumple, „Du weißst, daß er gestern gesagt hat, daß Dein Vater wahrscheinlich heute wohl genug sein würde, um Dich zu sehen. Der arme Bursche hat eine schlimme Zeit gehabt."

Richard rang die Hände: „Und Alles durch mich!

o ich habe ihn von mir phantasiren hören, wenn ich des Nachts aus dem Bette schlich und weinend auf der Treppe saß."

„Wir haben Alle unsere Noth, Richard," sagte die Matrone. „Die Noth, die ich mit den Hemdenknöpfen habe, würde kein Mensch glauben, der nicht wäscht. Aber sie gehen einmal los, und es nutzt nichts, davon zu reden."

„Sie werden doch sicher dem Doctor Gumbey, wenn er kommt, sagen, Mrß. Dumple, daß ich meinen Vater zu sehen wünsche? Sagen Sie dem Doctor, ich wisse, daß ich ihm Etwas sagen könne, was ihn besser und schneller curiren könne, als alle Medicin der Welt."

„Ich hoffe, daß Du es kannst — ich hoffe, daß Du es kannst," antwortete Mrß. Dumple. „Aber was ist es, Richard? — betrifft es das Wettrennen, von dem er phantasirte, als er im Delirium lag? Du kannst es mir sagen, Richard — mir, der leiblichen Schwester Deines Vaters — die ich mich hoffentlich als solche benommen habe, als er im Delirium hierher gebracht wurde."

„Nein, nein, Tante! ich wollte, ich könnte es, aber es ist unmöglich. Ich kann es nur meinem Vater sagen — es ist ein Geheimniß, ein furchtbares Geheimniß."

„O schon gut, wenn es ein Geheimniß ist, ich könnte es natürlich nicht bewahren, es wäre nicht zu erwarten, ich bin eine solche Plaudertasche, wie es die ganze Colonnade weiß, — natürlich ich bin das,“ und die Wäscherin fuhr mit solcher Wuth über eine Manschette, daß der Knopf abgerissen wurde, und in den Schooß Mr. Gills flog, welcher sich seiner augenblicklich bemächtigte, ihn in eins von seinen Augen steckte und mit dem andern blinzelte.

In diesem Augenblicke vernahm man an der Thür einen Schritt, und das glattrasirte Gesicht des Herrn Gumbey wurde hineingesteckt.

„Wie steht es mit uns?“ sagte er, „wie geht es dem alten Herrn oben? befindet er sich wohl? — ohne Zweifel — ohne allen Zweifel!“

Mrß. Dumple strich hastig ihre Haube zurecht, band eine etwas schmutzige Schürze los, wendete die Aufmerksamkeit während dieser Operationen durch eine Reihe von Knixen ab und schickte sich darauf an, den Besucher hinauf zu führen.

Richard hatte sich in eine dunkle Ecke versteckt, als schäme er sich, dem Doctor entgegen zu treten. Als aber Mrß. Dumple das Zimmer verließ, zupfte er sie am Kleide, um sie stumm daran zu erinnern, daß er mit seinem Vater zu sprechen wünsche. Die Ma-

trone nickte, ging dem Doctor voran, die schmale Treppe hinauf, und der junge Bursche blieb allein.

Hierauf kam Flick aus seiner Ecke und ließ sich auf den Stuhl am Fenster fallen, welchen er früher eingenommen hatte, und Gill näherte sich ihm und sah die Thränen über sein Gesicht fließen.

„Nun, Vetter Dick," sagte der kleine Buchdrucker; „weine nicht so. Dein Vater wird bald gesund sein — weißt Du, und die Mutter ist gut genug gegen ihn."

„Ja — ja, Ihr seid Alle sehr gut — sehr freundlich, und wenn Ihr nicht gewesen wärt, so hätte er in das Hospital gehen müssen, und ich Gott weiß wohin — in das Armenhaus."

„Ja, aber Ihr habt es nicht gethan, und was nutzt es, von solchen Dingen zu sprechen; sei munter — ich bin auch munter."

Flick schüttelte den Kopf, antwortete aber nicht, sondern schien aufmerksam auf die Rückkehr Mrß. Dumple's und des Doctors zu horchen. Endlich hörte man ihre Schritte auf der knarrenden Treppe.

Richards blasses Gesicht wurde blässer. Er athmete schwer und seufzend stand er von seinem Stuhle auf, und fühlte mit zitternder Hand in einer Brusttasche nach. Gill hörte dabei das Rascheln von Papier.

Im nächsten Augenblicke erschienen Gumbey und Mrß. Dumple an der Thür.

„Du wünschst also sehr, Deinen Vater zu sehen, mein Junge?“

Flick verbeugte sich — er konnte keine Worte finden.

„Du weißt, daß er eine sehr schwere und gefährliche Krankheit bestanden hat, mein Junge, und daß es nöthig war, ihn sehr ruhig zu halten und zu verhindern, daß er aufgeregt würde.“

„Ja, ja, — ich weiß es, aber jetzt —“

„Nun, jetzt ist er in der Besserung — entschieden in der Besserung; ich denke, daß Du zu ihm hinaufgehen kannst.“

„Gott segne Sie, Sir,“ sagte Flick, nach der Thür eilend.

„Halt — halt! warte noch einen Augenblick!“ sagte Doctor Gumbey, „wir dürfen nichts Uebereiltes thun, wir dürfen Nichts sagen, was Aufregung herbeiführen könnte.“

„Was ich zu sagen habe, Sir,“ sagte Richard, „kann ihn wohl aufregen, aber in Freude.“

„Das vermag ich am besten zu beurtheilen,“ entgegnete Gumbey beschwichtigend. „Was ist es, mein guter Junge, sprich mit mir, wie mit einem Freunde, wie mit einem wohlmeinenden Freunde.“

„Ich weiß, ich weiß, daß Sie das sind, aber was ich zu sagen habe, ist ein Geheimniß, das nur mir und meinem Vater bekannt sein darf.“

„Hm!“ murmelte Gumbey, „das dachte ich mir!“ und dann fügte er laut hinzu: „Nun, ich werde mich nicht in Dein Vertrauen zu drängen suchen, Dein Vater wartet auf Dich.“

Richard sprang die schmale Treppe hinauf, indem er jedes Mal vier Stufen nahm; und Doctor Gumbey ging, nachdem er der Mrß. Dumple freundlich zugenickt hatte, in tiefen Gedanken die Colonnade hinauf.

„Hier ist eine Teufelsgeschichte gebraut worden,“ — dachte er, „Lorimer verschwunden, Trumps reich. — Die Phantasieen jenes alten Mannes von Fälschung, Pferdebetäubung und von einem verdorbenea und ruinirten Sohne. Hier ist eine Schurkerei gespielt worden und früher oder später wird die Explosion kommen.“ —

Der Wagen des Doctors wartete in Guildford Street und er stieg ein und sagte dem Kutscher, daß er zu Sir Harrowby Trumps fahren möge.

Unterdessen hatte Richard Flick die Thür des Krankenzimmers seines Vaters erreicht, und nachdem er einen Augenblick auf der Schwelle stehen geblieben war, um den Schweiß von seiner Stirn zu wischen, leise die Klinke gehoben und war eingetreten.

Die Hälfte des kleinen Zimmers wurde von einem

Bette ausgefüllt, auf dem am Fenster stehenden Tische lag eine ominöse Sammlung von leeren Arzneiflaschen und ähnlichen Reliquien der Gegenwart des Doctors. Einige gewöhnliche Rohrstühle vervollständigten den spärlichen Hausrath, das Fenster war halb geöffnet, der kleine Musselinvorhang zurückgezogen, und das erbleichende Licht des Sommerabends fiel dämmernd in das Zimmer und beschien mit seinem gedämpften Schimmer die Gestalt, welche von den Kissen gestützt im Bette lag.

Als Richard seinen Vater erblickte, blieb er stehen, stieß einen Schreckensruf aus und schaute wie bezaubert auf den Kranken. Wirklich bot der arme Jockey auch einen traurigen Anblick dar. Er war stets sehr mager gewesen, aber das Fieber hatte ihn bis auf die Knochen abgezehrt. Sein Gesicht war nicht blaß, sondern weiß, die hervorragenden Backenknochen geben ihm einen gespenstischen Anblick, und die eingesunkenen und abwechselnd blitzenden und verglas't und trübe werdenden Augen waren von zwei dunkeln Ringen eingefaßt.

Als sein Sohn ihn erblickte, erhob der Kranke langsam und wie mit einer schmerzlichen Anstrengung eine von seinen abgezehrten grauen Händen — eine blasse, mit gelber Haut bedeckte Knochengruppe, deutete auf sein Gesicht und sagte mit leiser, bebender Stimme: „Das hast Du gethan, Richard!"

Der junge Mann stieß einen Schmerzensschrei aus, sprang vorwärts, warf sich an dem Bett auf seine Kniee und verbarg sein Gesicht in den Händen.

„Als Deine Mutter starb,“ sagte der Jockey in dem gleichen feierlichen Tone, „dachte ich, daß ich niemals Gott würde dafür segnen können, daß sie mir hinweg genommen wurde; — ich hatte Unrecht, Richard — Unrecht!“

„Vater! Vater!“ rief der Sohn, „ich bin nicht so sehr schuldig.“

„Schuldig!“ wiederholte der Jockey; „bist Du nicht ein Verbrecher? ich habe Dich vom Galgen losgekauft — Dich mit der, auf die ich stolz war, — der Ehrlichkeit losgekauft, die, als viele Dinge mit mir schlecht gingen, mein Herz froh und warm erhielt. Aber jetzt habe ich ein Rennen verkauft, ich werde nie ein weiteres reiten, Dich jedenfalls nicht mehr lange plagen!“

„Vater!“ rief Richard, „höre mich an! Ich habe Dir eine schaurige Geschichte zu erzählen; ich habe Alles in den besten Absichten gethan; ich war übereilt, aber nicht unehrlich!“

„Du bist ein Fälscher,“ sagte der Alte kurz.

„Ich wurde verfolgt,“ sagte sein Sohn, „verfolgt, versucht, ruinirt von einem Manne, der“ — und

seine Stimme bebte — „der eine Art von Satan sein muß.“

„Eine Art von Satan,“ wiederholte der Alte träumerisch.

„Ja,“ sagte der Sohn, „eine Art von Satan mit einem Teufelsgeiste und einer Teufelszunge, einem langen alten Manne mit glänzenden Augen und grauem Haar.“

„Ha!“ rief der Jockey zusammenschreckend, und mit einer leisen, hohlen Stimme, die man hören mußte, und die einem bis in das Gehirn drang.

„Ja, ja, — Du kennst ihn, es muß derselbe sein,“ rief Richard und dann erzählte er in leisen, schnellen Worten, von Seufzern des Eifers unterbrochen, mit einfacher Beredsamkeit, die ganze Geschichte seines Verhältnisses zu Venosa, wie der alte Mann allmähligen Einfluß auf ihn erlangt — allmählig, wie er sagte, seine ganze Seele unterjocht hatte, so daß er mit einem starken Zauber zu handeln schien, bis endlich der Triumph bewerkstelligt war und die wenigen Federstriche das bewirkten, was den Schreiber zu einem Verbrechen stempelte.

Der Jockey hörte ihn mit bebender Aufmerksamkeit — indem er dann und wann seine gefalteten Hände dankend erhob, bis der alte Mann, als sein Sohn in seiner Erzählung inne hielt, um Athem zu

schöpfen, in heiße Thränen ausbrach, Richards Kopf zwischen seine Hände nahm, ihn zu sich zog und die pochende Stirn küßte.

„Du bist vielleicht übereilt gewesen, Dick,“ sagte er, „übereilt und thörigt, aber nicht gottlos, und Du warst übereilt und thörigt für mich.“

Es entstand eine momentane Stille.

Dann richtete sich der Alte plötzlich auf und rief:

„Aber die Anweisung — Dick! die Anweisung! Er hat sie — er hat sie! Der Teufel hat sie und Du bist immer noch in seinen Händen.“

Richard riß die Weste auf und nahm ein sorgfältig eingeschlagenes Packet von seiner Brust.

Der Alte blickte es mit athemloser Spannung an. —

„Als jener Mann, jener Satan,“ fuhr der Sohn fort, „mich verließ, sagte er, daß die Anweisung unter meiner Adresse auf der Post sein würde, wenn die Pferde ihren Lauf begännen. O welche Qualen ich jenen ganzen langen Tag gelitten hatte! Ich hatte einen freien Tag und wandelte von dem einen Ende Londons bis zum andern. Ich konnte nicht ruhen — ich konnte nicht stehen bleiben, ich glaube, ich muß in einem Fieber gewesen sein, denn ich phantasirte und mein Geist war bewölkt, und ich glaubte Gestalten in der Luft zu sehen und bald lachte, bald weinte ich,

ohne zu wissen warum. Ich hatte beschlossen, nicht eher nach Hause zu gehen, als eine Stunde nachdem der letzte Briefträger seine Runde gemacht haben würde, damit ich wüßte, ob der Versucher sein Wort halten oder brechen würde. Die Magd, welche mir öffnete, sagte, daß für mich ein Brief auf meinem Tische läge. Ich stürzte die Treppe hinauf, schloß und riegelte die Thür zu und erfaßte das Papier. Ich wurde beinahe ohnmächtig, da ich das Siegel erbrach und schwankte auf einen Stuhl, als die Anweisung, die entsetzliche Anweisung auf den Boden fiel."

„Und wo hast Du sie jetzt?"

„Hier," fuhr Richard fort, indem er das herausgenommene Packet aufriß, — „hier ist sie mit dem Briefe, worin sie lag. Ich habe sie Tag und Nacht bei mir behalten."

Der Jockey nahm die Anweisung, warf einen schnellen Blick auf die Unterschrift, riß leidenschaftlich das Papier in Stücke und warf es in die Luft. „Und nun den Brief," sagte er.

Richard übergab ihm denselben, und der Alte las mit bebender Stimme die folgenden Worte:

„Knabe! — Ich sende die Anweisung zurück, sie hat ihr Werk gethan. Laß Dich von dem, was jetzt erfolgen wird, warnen. Hüte Dich, Unbekannten zu trauen; vermeide selbst den Schein eines

Verbrechens, damit nicht der Schatten der Vorläufer des Körpers werde. Zeige diesen Brief Deinem Vater, er ist ein ehrlicher Mann; ahme seinem Beispiel nach und segne den Himmel, daß Ihr Beide auf den Pfaden der Wahrheit und Redlichkeit wandeln könnt, ohne die es keine Freude giebt."

Nach dem Vorlesen dieser seltsamen Worte trat eine tiefe Stille ein; der Jockey lehnte sich im Bette zurück und drückte seine Stirn zwischen seine zitternden Hände, endlich erhob er sich plötzlich. —

„Es darf kein Tag versäumt werden!" rief er, „wir müssen Mr. Lorimer ausfindig machen."

„Um ihm zu sagen —?" fragte Richard.

„Alles — jede Kleinigkeit," unterbrach ihn der Jockey. „Es ist ein Teufelswerk vorgegangen und — wer weiß? — wir können den Schlüssel dazu geben. Ich werde diesen Brief sorgfältig verwahren. Unterdessen mußt Du alle Mittel versuchen, um Mr. Lorimer zu finden. Ich kann nicht eher schlafen, als bis ich weiß, daß wir auf dem Wege sind, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es muß Alles herauskommen — Alles! — für Dich und für mich wird es Schande mit sich bringen — aber darauf kommt es nicht an. Du warst übereilt und ich schwach. Aber Gott sei Dank, wir können den Schurken doch noch die Spitze bieten."

„Vater,“ sagte Richard, „ich glaube, ich kann Mr. Lorimer gegenwärtig ausfindig machen.“

„Thue es,“ antwortete der Jockey, „damit er Alles erfährt und überlege, was sich am Anfange sagen läßt.“

Der Alte erhob sich in großer Aufregung im Bette. Seine heißen dürren Hände zitterten, wie vom Schlage gelähmt, und seine Augen blitzten wild darein.

„Wir werden ihnen noch die Spitze bieten!“ schrie er mit dumpfer, gebrochener Stimme. „Wir haben den Derby verloren, aber es ist noch ein Rennen zu laufen — ein längeres und ein hitzigeres. Wir sind am Ausgangspfosten, ha, ha, ha! Das Mal wollen wir sehen, wer den Einsatz gewinnt!“

— Und der übermäßig aufgeregte Kranke fiel mit einem neuen Ausbruche von wahnsinnigem Gelächter, welches Richard in sehr große Besorgniß versetzte, da er einen Rückfall fürchtete, zurück, und wurde ohnmächtig.

Zweites Kapitel.

Das Souper des „Flegels.“

Gegen zehn Uhr am Abende nach dem Tage, wo die im vorigen Kapitel erzählte Scene statt fand, konnte man Mr. Spiffler nach seiner Wohnung gehen sehen. Ihm folgte ein Sendling aus dem benachbarten Fischladen, welcher eine mächtige Schüssel trug, auf der ein paar aufgeschnittene und für die festliche Tafel bereit gemachte scharlachrothe Hummer lagen.

Dicht hinter dem Hummerträger marschirte ein schlorfender Jüngling mit schmutzigem Gesicht und rothem Haar — der Kuhjunge des Bierhauses an der Ecke — mit einer mächtigen Blechkanne, die sich sogleich auf den ersten Anblick als Bier enthaltend erwies. Nachdem Mr. Spiffler an der Thür von Nr. 13 angekommen war, öffnete er sie mit einem Hauptschlüssel,

schrie die Küchentreppe hinab nach Sarah Jane, welcher er, sobald diese Jungfrau erschien, hinlängliches Geld, um die an der Thür wartenden Leckereien zu bezahlen, anvertraute, und marschirte, nachdem er von ihr erfahren hatte, daß der Tisch gedeckt und Alles bereit sei, gravitätisch in das zweite Stockwerk hinauf.

Mr. Spifflers Zimmer konnte als ein Meer von alten Zeitungen, Manuscripten, Haufen langer gedruckter Correcturfahnen und halbzerrissener Unterhaltungsschriften und broschirter französischer Possen beschrieben werden. Dieser literarische Ocean wurde von vier Wänden des Zimmers begränzt und war mit einem Schreibepulte, einem runden Tische, einem harten Sopha und einer Gruppe von Stühlen versehen, die sich wie Inseln über die wogende Masse der Tages-, Wochen- und Monatsliteratur erhoben, welche an manchen Stellen nur ein paar Fuß tiefer lag.

Nachdem Mr. Spiffler einen Blick auf den Tisch geworfen und mit Genugthuung bemerkt hatte, daß das Tischtuch darauf lag und mit Messern und Gabeln für fünf geziert war, schien er zu bedenken, daß sich das Zimmer für den Empfang von Gesellschaft in einem etwas unordentlichen Zustande befände, und begann es dadurch aufzuräumen, daß er mächtige Papiermassen aus den mittlern Theilen des Gemachs in

die Ecken stieß, wo sie in Haufen lagen, welche das Auge eines Butterhändlers mit Entzücken erfüllt hatten.

Nachdem er diese nothwendige Operation verrichtet hatte, zündete Mr. Spiffler die Lichter mit der Kerze an, welche er mit heraufgebracht hatte, tauschte seinen Rock mit einem Kleidungsstück aus, welches ein Mittelding zwischen einer Jagdjacke und einem Frack zu sein schien, setzte sich an sein Pult, schrieb einige Notizen auf einen Papierstreifen, schlenderte darauf an das Fenster und blickte hinaus, als ein lautes Klopfen unten widerhallte.

„Alles in Ordnung — und wird sogleich anfangen und wartet nur darauf, daß Sie das Tischgebet sprechen," schrie Mr. Spiffler dem unten befindlichen Herrn zu, welcher die Begrüßung damit beantwortete, daß er in einem vollen Dubliner Accent rief, „dies sei die richtige Tageszeit!" und in ein paar Augenblicken trat der Irländer in das Zimmer. Er war ein rüstiger, gut gekleideter hübscher Bursche, dessen Sprache und Geberde von Energie überströmte.

„Da sind wir, lieber Junge," rief er, Spifflers Hand mit der seinen umfassend. „Ich bin, seit ich die Universität verlassen habe, noch nicht so erfreut gewesen; und wo sind die übrigen Burschen? Beim Zeus, wir wollen es schon machen. Die satyrische Zeitung, die man in Dublin hatte, und die in Europa nie

übertroffen worden ist, wird endlich ihres Gleichen finden."

„Setzen Sie sich, setzen Sie sich, Con," sagte Spiffler, „wir werden heute Abend die ganze Sache besprechen. Sharpe und Trotter kommen, und ein alter Bursche — Jorvey, der unser Buchdrucker und — hören Sie, das ist ein tiefes Geheimniß — unser Capitalist sein wird."

„Was Sie nicht sagen," erwiderte Con O'Keene, „ein achtbarer, alter Herr, der Unternehmungsgeist mit Capital vereinigt; ich werde sehr erfreut sein, ihn kennen zu lernen. Denken Sie, daß er, da wir doch in Geschäftsverbindung mit einander treten, ein kleines commercielles Arrangement in Form einer Bürgschaft für mich eingehen wird?"

„Nein, nein," sagte Spiffler sehr entschieden, „das verbiete ich, das darf mit unserm Capitalisten nicht geschehen. Suchen Sie sich selbst einen Jorvey; ich kann Ihnen sagen, daß solche nicht alle Tage auf der Straße aufgelesen werden können."

„Verzeihen Sie mir, mein lieber Junge," antwortete der Irländer; „aber Sie sprechen, als ob ein Zweifel darin obwalte, daß ich den Wechsel an dem Tage, wo er fällig wird, einlösen würde."

„Nein, das thue ich nicht," sagte Spiffler, „darüber kann nicht der mindeste Zweifel obwalten."

„Nun, das ist übel gedacht, mein lieber Junge," sagte Con O'Keene, „und ich werde Ihnen nicht eher verzeihen, als bis Sie nach Dublin kommen, um den Bordeaux meines Vaters zu kosten und eine Kreuzfahrt mit meiner Yacht in der Bay zu machen."

Die Darlegung dieses großmüthigen Racheplanes des Mr. O'Keene wurde durch die Ankunft des Mr. Sharpe unterbrochen, welcher Arm in Arm mit dem Capitalisten eintrat, dem die drei Herren große Ehrerbietung bewiesen und welchen sie mit einer Menge von Ausdrücken uneigennütziger Freundschaft bewillkommneten.

Der Buchdrucker war ein dicker, gutmüthig aussehender Mann mit funkelnden, kleinen grauen Augen und der Gewohnheit, Allem, was ihm gesagt wurde, beizustimmen. Mr. Sharpe war ein junger Mann von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig, modisch gekleidet, mit glänzendem Haar, auf welches augenscheinlich viel Mühe und Oel verwendet war. Er hatte etwas jüdische, aber intelligente Züge, und sprach mit der Schnelligkeit eines ausgebildeten komischen Schauspielers.

Kurz nach der Ankunft dieser Herren stellte sich Sarah Jane mit dem Hummer ein, und da Mr. Trotter noch immer nicht kommen wollte, schlug der Irländer vor, daß sämmtliche Herren ein kleines Glas

Cognac trinken sollten, um die Möglichkeit, daß die Austern ihnen schlecht bekämen, zu verhindern.

Die Ceremonie war kaum vorüber, als Mr. Trotter — ein etwas fadenscheinig aussehender junger Bursche mit Schuhen ohne Strippen — einem ungebürsteten Rock und einem, wie es schien, auf die unrechte Seite gebürsteten Hute — eintrat, und das Verzehren der Insecten und des Porter begann.

„Die Hummer sind ausgezeichnet,“ bemerkte Mr. O'Keene, „aber Sie sollten die Burschen sehen, die auf den Felsen bei den Gütern meines Vaters umherkriechen.“

„Ich dachte, die Güter Ihres Vaters lägen im Lande?“ sagte Trotter.

„Das eine, welches Sie meinen, allerdings,“ entgegnete O'Keene, „aber dasjenige, von welchem ich spreche, liegt an der Küste von Galway. Es wurde einem unserer Vorfahren von Malchy, demselben, welcher das goldene Halsband trug, für Lehnsdienste gegeben, die sie in den Kriegen mit den alten Picten erfüllten. Es heißt Carrig — na — Houling.“

„Was trägt es ein?“ fragte Sharpe plötzlich.

„Nun, auf dem Papiere ist es eine gute runde Summe; da aber die Pachter stets den Agenten in der Nacht vor dem Zinstage niederschießen, bringt es uns geringen reellen Nutzen.“

„Es thut Nichts, alter O'Keene," sagte Trotter; „wenn Ihnen Ihre Pachter den Zins nicht bezahlen, so bezahlen Sie Ihren Wirth nicht und so kommt es am Ende auf Eins heraus."

„Ja, aber der alte Braggs wird eines Tages dringend werden, und dann O'Keene an der Straßenecke mit einer Flinte auf ihn warten, um ihn niederzuschießen."

„Nehmen Sie noch eine Scheere, Mr. Jorvey. Wir Beide wollen essen, während jene Burschen sprechen," sagte Spiffler. „Trotter, das Bier steht neben Ihnen, füllen Sie unsrem Freunde Jorvey sein Glas."

„Und das meine auch," schob der Irländer ein. „Man mag von uns armen Irländern sagen, was man will, Mr. Jorvey, aber wir sind am Ende doch keine so schlimmen Burschen."

Das Abendessen nahm seinen muntern Verlauf. Mr. Spiffler und seine Freunde wetteiferten mit einander, dem typographischen Capitalisten die zartesten Aufmerksamkeiten zu beweisen, ließen weder seinen Teller noch sein Glas jemals leer und prophezeihten, daß ein ungeheures Vermögen durch die Verbindung des Geistes mit der Materie, d. h. durch eine verständige Vereinigung des Inhalts ihrer Schädel mit der Tasche des Mr. Jorvey — erworben werden würde. Con O'Keene übertraf jedoch alle Uebrigen in seinen

Betheuerungen ewiger Freundschaft gegen Mr. Jorvey, und bat ihn, ein paar gezogene Duellpistolen von ihm anzunehmen — womit sein (Con's) Onkel mütterlicher Seite, der Marquis von Howth, den Herzog von Bannagher erschossen habe.

Unterdessen wurden die letzten Ueberbleibsel der Speisen hinweggeräumt und mehrere Flaschen mit Spiritus, so wie Cigarren, Pfeifen und ein blaues Glas mit türkischem Tabak für Diejenigen, welchen dieser besser behagte, zum Vorschein gebracht; und nachdem Sarah Jane, als ihren Antheil von der Festlichkeit, geräumige Krüge mit kochend heißem Wasser herbeigeschleppt hatte, begann das Geschäft des Abends.

„O," meinte Spiffler, „ich hoffe, daß wir noch oft so lustig beisammen sein werden. Noch nie hat es eine solche Gelegenheit gegeben, um ein gutes satyrisches Wochenblatt einzuführen, und noch nie — das kann ich furchtlos sagen — hat sich eine solche Combination von literarischen Talenten mit commerciellem Unternehmungsgeiste und Freigebigkeit, wie der „Flegel" der Welt zeigen wird, zusammen gefunden."

„Mr. Jorvey," schrie O'Keene, „ich beneide Sie um Ihre Gefühle als Mensch und Philosoph. Ich widme Ihnen diesen Becher, Ihnen, Sir, und dem Flegel, mit dem mir Ihr Freund Mr. Spiffler eine geheime Verbindung versprochen hat. Mein Name

ist Ihnen vielleicht unbekannt; aber gehen Sie nach der Dubliner Universität und fragen Sie dort, gehen Sie in den bunten, blendenden Kreis unserer armen, alten irischen Hauptstadt, und fragen Sie dort — dort, Sir, nach Ihrem gehorsamen Diener Cornelius O'Keene."

Der Capitalist stimmte ihm, seiner Gewohnheit nach, mit einem Kopfnicken bei, und ließ darauf einen Schluck von dem vor ihm stehenden guten Getränke folgen.

„Ja," sagte Spiffler, „da wir ziemlich kräftig reden werden, da wir furchtlos die Laster unserer Zeit geißeln und den Höllenstein der Satyre unbarmherzig in die Schwäre der Gesellschaft flößen werden."

„Nun, nun," unterbrach ihn Sharpe, „geben Sie uns nicht den ganzen Prospectus."

„Ich bitte um Verzeihung," begann Mr. Spiffler von Neuem. „Ich wollte sagen, daß wir viel mit Persönlichkeiten zu thun haben werden. —"

„Hört, hört!" riefen Trotter und Sharpe.

„So haben wir gewünscht, daß Mr. Keene dem Departement vorstehen möge, kräftige Personen von verdächtigem Aeußern, die nach dem Redakteur fragen, zu sehen." —

„Sie zuerst in dem Büreau zu sehen," fiel der Vorkämpfer des Flegels ein, „und später an jedem be=

liebigen Orte mit neun Schritten — oder noch weniger, wenn es gewünscht wird — zwischen den Mündungen der Pistolen."

„Eine sehr nöthige Vorsichtsmaßregel, mein lieber Sir," sagte Spiffler. „Große sociale Reformatoren stoßen stets auf Widerstand. Sokrates wurde vergiftet, weil er seinen Mangel an Glauben an die falschen Götter der Athenienser laut werden ließ; Galilei wurde von der Inquisition eingekerkert, weil er behauptete, daß sich die Erde bewege; ich selbst, als ich die wöchentliche Wespe redigirte, wurde brutal von dem Major von Blagenon gereitpeitscht, weil ich ihm meine Complimente über die Geschicklichkeit gemacht hatte, mittelst welcher er mit den Würfeln jede beliebige Zahl werfen konnte. Wir haben jedoch mit dieser Frage nichts zu thun."

„Was wird die Politik des Flegels sein?" fragte Trotter. „Sie wissen, daß ich nur die Literatur, die Theater und die schönen Künste zu besorgen haben werde."

„Wir wollen uns von einer einfachen Regel leiten lassen," sagte Spiffler: „wir werden stets auf den verlierenden Theil einhauen."

„Aber wenn beide Theile eine zweifelhafte Schlacht kämpfen?" sagte Sharpe.

„Dann nehmen wir Beider Partie," erwiderte

Spiffler. „Stehen diese Ansichten mit Ihren Gefühlen im Einklange, mein lieber Sir?“

Der Capitalist hob sein Glas an die Lippe und nickte darüber hin.

„Da ich,“ fuhr Mr. Spiffler fort, „das Glück habe, meine Gefühle in vollkommenem Einklang mit den politischen Ansichten unseres guten Freundes Jorvey zu finden, so hat er seinen Wunsch ausgesprochen, einen Wunsch, welcher, seitdem ich seinen thätigen und kraftvollen Geist kenne, mein Gesetz gewesen ist: — daß ich die Leitung unsres neuen Journals übernehmen möge.“

„Hurrah!“ schrie O'Keene — „hurrah für den Redacteur!“

„O'Keene,“ sagte Spiffler, „halten Sie Ihren cynischen Mund. Meine Herren, da ich mit dem vollen Vertrauen beehrt werde — ich hoffe, daß ich sagen darf dem vollen Vertrauen —“

Der Capitalist that einen frischen Schluck und nickte.

„Da ich mit dem vollen Vertrauen unsres vortrefflichen Freundes beehrt werde, so habe ich mich nach Hilfe umgesehen. Drodgiman, der mit den nothwendigen Vorbereitungen zu sehr beschäftigt ist, um heute Abend hier sein zu können, wird die Scheere des Unterredacteurs nehmen, und den Unterredacteurkleister

streichen. Unser Freund Sharpe, welcher früher der Wespe angehörte und später den monatlichen Donnerer herausgab, wird mich mit leitenden Artikeln und dem Originalstoffe im Allgemeinen unterstützen. Trotter, Sie werden die Bücher, Theater und Gemälde besorgen — und natürlich die Känguruhs ausbeuten.“

„Wie,“ sagte der Capitalist, „die Känguruhs?“

„Die Känguruhs!“ erwiderte der Redacteur — „das Känguruh ist ein Thier, welches die Natur mit keinem Mittel zur Vertheidigung versehen hat, weder mit Zähnen, Klauen, noch schnellen Beinen — und es ist daher ein Geschöpf, welches dem kühnen Jäger große Vortheile darbietet. Natürlich giebt es nicht nur australische Känguruhs, sondern auch dramatische und artistische. Ich bezog mich auf die drei letztern, als ich vom Ausbeuten sprach. Nun, Trotter besorgt die Literatur und Kunst — die feine Bisquitbäckerei — er zerlegt das Känguruh, während der Dubliner Freund durch seine scholastischen Kenntnisse und den muthigen und entschlossenen Charakter, welchen er besitzt, nützlich werden muß. Unser trefflicher Freund Mr. Jorvey hat ein Conto für das Etablissement des Flegels eröffnet, ein Geschäft, welches er, wie ich innig hoffe, nie bereuen wird.“

Hier wurde Mr. Spifflers Rede von lauten Zurufen unterbrochen. Mr. Jorvey's Gesundheit ward

gleichzeitig vom Redacteur, dem Mitarbeiter, dem Känguruhausbeuter und dem Gegner entrüsteter Leute, welche geschmäht worden waren, getrunken, — ein Compliment, das der Capitalist, der nur beschränkte Rednergaben besaß, dadurch erwiderte, daß er auf die Gesundheit sämmtlicher Herren trank, und mit den kurzen, aber nachdrücklichen Worten schloß: „Auf gut Glück!“

Jetzt nahmen die Festlichkeiten ihren Fortgang. Die Lichter schimmerten betrübt durch Wolken von Tabaksrauch, während aus dem festlichen Nebel sich der laute Lärm von allmählig lallend werdenden Stimmen erhob, unter denen die Con's die lauteste und anhaltendste war.

Nach dieser Aera des Abends wurden die Erinnerungen der ganzen Gesellschaft ebenfalls etwas bewölkt, und nur Mr. Spiffler entsann sich am folgenden Tage, daß die Festlichkeiten durch den entrüsteten Eintritt des Miethers aus dem ersten Stock mit Unterstützung der Hauswirthin beendigt worden waren, während Mr. Con eben eine Reihefolge von entsetzlichen Geheulen anstimmte, die, wie er sagte, vollkommen richtige Nachahmungen des Geschreis der Blanshee, oder des Schutzgeistes wären, der über dem Glück und Unglück des hohen Hauses der O'Keene's von Carrig—na—Pouling wache.

Drittes Kapitel.

Wie Wühler unterwühlt werden können.

„Noch ein Mal, ich bitte auf meinen Knieen — gewähre, was ich wünsche!"

„Nein!"

„Bei der Erinnerung an unsere alte Liebe —"

„Nein!"

„Aus Mitleid mit der Unglücklichen vor Dir!"

„Nein!"

Hierauf erfolgte eine Pause.

Lady Harrowby Trumps, oder Madame Lorton, erhob sich und Sir Harrowby-Trumps setzte seinen Hut auf, ging an's Fenster und pfiff.

„Du gehst aus?"

„Ja!"

„Wenn Du wiederkommst, werde ich nicht hier sein."

Sir Harrowby Trumps zuckte die Achseln und ging hinaus.

Lady Trumps lauschte seinen die Treppe hinabsteigenden Schritten. Diese hielten einen Augenblick an, und sie sprang auf. Sie glaubte, daß er zurückkehre — nein, die Klinke der Straßenthür ging auf, dann wurde die Thür zugeworfen und ein Cabriolet fuhr geräuschvoll hinweg. Sie athmete tief auf, ballte ihre Hände und preßte die Zähne auf einander. Sie war furchtbar bleich und ein wilder Ausdruck lag auf ihrem Gesicht.

„Sein Blut komme über sein eigenes Haupt,“ sagte sie, und dann rang sie ihre Hände und schaukelte sich rückwärts und vorwärts, als zucke sie in einem geistigen Leiden. Dies dauerte eine Minute; dann sprang sie schnell auf, ging in ein benachbartes Zimmer, kam mit einem Kästchen zurück, schloß es auf und zog aus einem geheimen Fache einen Brief, worin sie folgende Worte las:

„Wenn Sie je den Gatten hassen, welchen Sie jetzt lieben, so suchen Sie die Schreiberin dieses Briefes auf.“

Sie wiederholte die Worte mechanisch und klingelte.

„Hole einen Wagen,“ sagte sie zu dem Diener. Unterdessen schlang sie hastig ihren Shawl um sich,

nahm den Brief von Neuem, warf abermals einen Blick darauf, schien sich die Adresse zu merken, und fuhr hinweg, indem sie das Document in den Busen ihres Kleides steckte.

Wir müssen der Ankunft der Kutsche, welche Lady Harrowby Trumps aus ihrer Wohnung bei Soho Square hinwegführte, vorausgehen.

In einem ärmlichen Gäßchen am äußern Saume von Bermondsay stand ein altmodisches Haus, welches einst einer hohen Familie gehört hatte. Es war hinter der Häuserlinie des Gäßchens gelegen, und über der Mauer zwischen dieser Gränze und der Wohnung erhoben sich zwei bis drei halbverdorrte Bäume, und ein schmutzüberzogenes, altes Pförtchen ließ den Besucher ein. Wir gehen durch einen dunkeln, schmalen Hausgang, steigen eine dunkle eichene Treppe hinauf, treten in ein kleines getäfeltes, spärlich und ärmlich möblirtes Zimmer. Schmale Fenster, die durch schwere Damastvorhänge noch schmäler gemacht wurden, ließen ein graues Licht herein, das auf einen stark polirten alten Tisch und ein halbes Dutzend hochlehniger mit Stickereien überzogener Stühle fiel.

In dieses düster aussehende Zimmer trat etwa eine Stunde, nachdem Lady Harrowby Trumps ihr Haus verlassen hatte, eine Frau von sehr auffallendem Aeußern. Diejenigen unserer Leser, welche mit den

weiblichen Gestalten bekannt sind, die die ersten niederländischen Künstler gemalt haben, mit den steifen, rauhen, platten, wie aus Gußeisen geformten Gesichtern, ohne Milde oder Rundung oder Anmuth, welche die Sprößlinge des ersten Jahrhunderts der Oelmalerei abgeben, werden eine Idee von dem Aeußern der Person, die wir zu beschreiben wünschen, haben.

Sie war eine Frau, die das mittlere Alter noch nicht überschritten hatte, aber so mager und abgezehrt, mit einem von Ascetik oder einsamen Leiden abgemagerten Gesicht, daß sie viel älter zu sein schien. Sie ging vollkommen aufrecht und setzte sich an dem Schreibpulte nieder, wobei der Rücken aber seine starre Geradheit bewahrte. Sie sah weit eher wie eine von einer Maschinerie bewegte Statue, denn als ein Weib aus. Ihr graues Haar fiel auf ihre Wangen nieder; sie trug die tiefste Witwentrauer, und das Material des Kleides, welches in geraden ungraziösen Linien um sie hing, war so breit mit Falbeln besetzt, daß sie kaum zu unterscheiden waren.

Sie schien ein freud- und schmerzloses Geschöpf zu sein. Eine Art von kalter Atmosphäre umgab sie, sie war eine lebende Todte.

Wir haben gesagt, daß sich die Frau an das Schreibpult setzte. Sie hatte etwa eine halbe Seite in netten, aber steifen Zügen geschrieben, als sie

das Rollen von Rädern vernahm; dieses schien vor der Thür anzuhalten, dann wurde an einer tiefen, dumpf schallenden Klingel gezogen, und eine Minute darauf brachte eine verschrumpfte Alte eine Karte herein.

„Das ist sie endlich,“ murmelte die Witwe. Sie nahm die Karte und fügte hinzu: „Das dachte ich mir — laß sie ein!“

Die Dienerin entfernte sich, und einen Augenblick darauf erschien eine Dame, deren Züge von einem dünnen Schleier verdeckt wurden.

Die Witwe erhob sich und sagte vollkommen ruhig:

„Lady Harrowby Trumps steht vor mir.“

Die Angeredete verbeugte sich und sagte mit aufgeregter Stimme:

„Und ich sehe —?“

„Die Verfasserin eines Briefes, den Sie vielleicht aus Vorsicht mitgebracht haben werden.“

Lady Trumps antwortete dadurch, daß sie ihr das Billet, dessen kurzen Inhalt der Leser kennt, hinreichte.

Die Dame des Hauses nickte, darauf winkte sie ihrer Besucherin zum Sitzen und blieb bewegungslos vor ihr stehen.

„Ich schrieb Ihnen, daß Sie hierher kommen sollten, wenn Sie Ihren Gatten hassen würden — Sie sind gekommen!“

Lady Harrowby machte eine Miene, in welcher sich Leidenschaftlichkeit und Verzweiflung mischten.

„Ich weiß nicht, wer Sie sind, Madame,“ rief sie; „ich habe mich dem Antriebe eines Augenblicks hingegeben, vielleicht that ich Unrecht daran — ich will zurückkehren. Mein Leben ist eine traurige Wüste von Mühe, Kränkung, Vernachlässigung — aber doch — aber doch — kann ich ihn nicht hassen!“ Und sie rang ihre Hände und stöhnte laut.

Die Witwe blickte sie mit einem steinernen Lächeln und kalten, blitzenden Augen an.

„Er lebt von Ihrem Verdienste,“ sagte sie.

Lady Harrowby Trumps neigte den Kopf.

„Und doch,“ rief sie, „wenn er mir nur heut das Geld gegeben, — ich weiß, daß er es hat — so würde ich mich ohne Murren für ihn abmühen und für ihn leiden.“

„Sie haben also nicht für sich Geld verlangt?“

„Nein, nein,“ rief Jene heftig, „nicht für mich — für meinen Vater — meinen Vater, den ich verließ, als mein Gemahl mich heirathete — für einen armen verwitweten alten Mann mit gebrochenem Herzen, der in seinem Greisenalter einsam und verlassen ist und buchstäblich an Mangel stirbt.“

Und sie brach in heiße Thränen aus. Die Witwe blieb ruhig neben ihr stehen, bis der Paroxysmus vor-

über war, dann preßte ihre Besucherin ihre Stirn in beide Hände und bemühte sich, wie es schien, ihre Fassung und Geistesgegenwart wiederzuerlangen, und sagte trübe:

„Aber wem — wem erzähle ich alles Dies? Meine Leiden, mein Geisteszustand sind von einer Art, daß ich kaum weiß, was ich sage — was ich denke. — Wer sind Sie, Madame?“

„Sehen Sie mich an,“ sagte Jene, „flüstert Ihnen Ihr Herz keine Worte des Entsetzens und der Scham zu?“

Lady Harrowby Trumps schrack auf und blickte sich verstört um, während sie schwer und schnell athmete.

„Ich bin,“ sagte die Dame vom Hause, — „ich bin Esther Challis.“

Lady Harrowby Trumps zuckte, als ob sie einen Schlag erhalten hätte, dann wurde ihr Gesicht aschenbleich, und ihre betrübten Augen streiften, ohne Etwas zu sehen, umher, sie war wie betäubt.

„Esther Challis!“ murmelte sie endlich, dem Anschein nach in sich selbst gekehrt. „Esther Challis! aber sie ist todt — seit langen Jahren todt!“

„Ja,“ antwortete Jene, „todt für die Welt — todt für Freuden, — todt für Leiden — todt für Hoffnungen. — Aber leider immer noch am Leben.“

Plötzlich sprang Lady Harrowby Trumps auf.

„Was habe ich gehört!“ rief sie, „war es ein Traum? — eine Vision? — oder hat das Grab seinen Todten herausgegeben? Sprechen Sie die Worte, die ich gehört habe, noch ein Mal, wer sind Sie?“

„Esther Challis, die erste und einzige Gattin von Harrowby Trumps.“

Die Dame, welche wir jetzt Madame Lorton nennen müssen, stürzte nieder, und ihre Stirn schlug auf den Boden. Die Dame, welche ihr die seltsame Mittheilung, die wir gehört haben, gemacht hatte, stampfte dreimal mit dem Fuße, und augenblicklich darauf erschien die verwelkte alte Dienerin. Ihre Herrin gab ihr ein Zeichen, und sie half, ohne ein Erstaunen über Das, was geschehen war, kund zu geben, der Ersteren, die ausgestreckte Gestalt der Madame Lorton aufheben, und sie auf ein altmodisches Sopha legen.

Dann stellte sie ein Glas mit reinem Wasser auf den Tisch und zog sich zurück.

Die Dame vom Hause beugte sich freundlich über die Ohnmächtige, spritzte ihr Wasser in's Gesicht und hielt ihr eine scharfriechende Substanz unter die Nase. Nach kurzer Zeit bewegte sich Madame Lorton, öffnete die Augen, sprach zwei bis drei unzusammenhängende Worte und starrte um sich.

„Wo bin ich?“

„Bei Esther Challis,“ war die Antwort.

Ein heftiger Schauder durchzuckte die Gestalt der Fragenden; sie stieß einen scharfen Schrei aus und machte darauf eine heftige Anstrengung, wurde auf einen Augenblick ruhig und gab sich sodann stummen Thränen hin.

„Gut,“ sagte Mrß. Challis, „die schlimmste Erschütterung ist vorüber. Sie wird bald ruhig sein.“

Mrß. Challis hatte Recht.

Nach einer langen Pause sagte Madame Lorton schwach:

„Das ist ein entsetzlicher Tag gewesen.“

„Es sind Ihnen die Schuppen von den Augen gefallen,“ sagte Mrß. Challis. „Sie sollten Gott danken — für Sie giebt es noch Licht und Sonnenschein.“

Madame Lorton schüttelte den Kopf.

„Wenigstens,“ fuhr Mrß. Challis fort, „werden Sie von Beleidigungen, von Tyranneien frei sein!“

„Sie sprechen die Wahrheit!“ rief Jene: „fortan bin ich nicht mehr seine Sklavin — fortan hat er keine Gewalt mehr über mich — fortan bin ich frei.“

Sie war mit einer Art verzweiflungsvoller Freude aufgesprungen, als ihr Auge plötzlich die von Mrß. Challis getragene Kleidung bemerkte.

„Witwenkleider!“ murmelte sie, „Witwenkleider!“

„Und bin ich nicht eine Witwe?“ antwortete die

Dame in unaussprechlich wehmüthigem Tone — „bin ich nicht eine einsame Witwe, furchtbarer als Diejenigen, deren Gatte auf dem Kirchhofe liegt, und dessen Geist sie im Himmel wiederzufinden hoffen.“

In der Miene lag soviel Milde und Zartheit und doch so tiefe Verzweiflung, daß Madame Lorton sich vor ihr wie vor dem Typus des Leidens und der Resignation beugte. Mehrere Minuten lang sprach keine von Beiden ein Wort.

Das Schweigen wurde endlich von Madame Lorton unterbrochen.

„Und warum, warum ist mir dieses furchtbare Geheimniß erst jetzt enthüllt worden?“

„Um Ihretwillen.“

„Um meinetwillen?“

„Ja, so lange ich glaubte, daß seine Verurtheilung Ihr Glück zerstören würde, habe ich mich jeder Anklage enthalten. Sie konnten keine Kränkung fühlen, so lange Sie von keiner wußten. So lange er sich Ihre Neigung bewahrte, war er sicher. Meine Seele hat oftmals verlangt, ihn niederzustrecken und zu demüthigen; aber während Sie, eine Unschuldige, ihn liebten, konnte der Schlag nicht auf ihn fallen, ohne Beide zu treffen. Ich sagte zu mir, es ist besser, daß der Schuldige entrinnt, als daß die Unschuldige untergeht. Wenn sie aufhört, ihn zu lieben, — nicht als einen Gatten, denn

er war nicht der Ihre, sondern, als einen Mann, dann steht mir das Handeln frei.“

„Aber,“ sagte Madame Lorton eifrig, „weiß Sir Har — weiß er — meine ich — daß Sie noch leben?“

„Vollkommen,“ antwortete die verlassene Gattin.

„Und doch schien er keine Furcht vor Ihrer Rache, keine Furcht vor dem Gesetze zu haben.“

„Er kennt mich nur zu gut; er wußte, daß er in Ihrer Unschuld und in meinem Mitleid sicher war. Schon eher haben Soldaten ihre Frauen und Kinder in das vorderste Glied gestellt und der Feind hat nicht gefeuert.“

„Das ist ein Feiglingsverfahren,“ bemerkte Madame Lorton.

„Mein Mann ist ein Feigling,“ war die Antwort. „Lieben Sie ihn noch?“

„Können Sie mich fragen?“ sagte Madame Lorton schaudernd.

„Gut,“ antwortete die Gemahlin des Sir Harrowby Trumps, „das Schild ist gebrochen, und der Stahl kann ihn erreichen.“ Sie schwieg einen Augenblick, und sagte dann mit dem Ausdruck der vollkommensten Höflichkeit, indem sie Madame Lortons Hand in die ihre nahm:

„Ich biete Ihnen meine Gastfreundschaft, wie eine Schwester der andern."

„Sie sind gütig, — sehr gütig," murmelte die Sängerin; „aber mein Vater — ich muß zu meinem Vater gehen."

Und ihre Stimme wurde von Seufzern erstickt.

„Es muß so sein," sagte Mrß. Challis; „aber Sie sprachen von Geld."

Sie ging an das Schreibpult und nahm eine Anweisung, welche sie ihrer Gefährtin gab.

„Bedenken Sie sich nicht, sie anzunehmen. Von dem Ertrage Ihres Berufs, welcher jetzt Ihr Eigenthum ist, können Sie mich nach Belieben wieder bezahlen."

Madame Lorton erhob sich mit Mühe. Ihr Gesicht wurde gespenstisch bleich und ihre Glieder bebten.

„Was," murmelte sie, „was gedenken Sie zu thun?"

„Thun Sie selbst Nichts, ehe es nothwendig ist," unterbrach sie Mrß. Challis, ihren Gedanken zuvorkommend. „Andere werden gern die ersten Schritte thun. — Ueberdies kann ich eine furchtbarere Katastrophe, als einen bloßen Bigamieprozeß auf ihn herabziehen. Er ist an einem dunkeln, gefährlichen Complotte betheiligt."

Madame Lorton schrak zurück.

„Wissen Sie etwas?“ fragte sie, als Mrß. Challis sie wieder unterbrach.

„Wenn ich auch für die Welt todt bin, so sehe ich sie doch mit meinen Augen und höre. Ich habe Mittel und Agenten, und weiß viel — denn Diejenigen, welche ihre Zeit abwarten, müssen ihre Zeit beobachten. Ich habe gewartet und beobachtet, und der Augenblick ist nahe. Mein Gemahl hatte einst einen sorglosen Freund. Er ist jetzt mit einem andern verbunden, diesen Freund zu ruiniren; warum? weiß ich nicht, das ist eine Sache, mit der ich nichts zu thun habe. Aber die Freunde sind Feinde geworden, und dies reicht für meine Zwecke hin. Zwei Männer sind in einem ungleichen Kampfe — der Starke ist mein Feind, aber ich habe das Mittel, eine tödtliche Waffe in die Hand des Schwachen zu legen, und wenn dann die Schlacht nicht durch mich gewonnen wird, so wird sie wenigstens für mich gewonnen.“

Weniger als eine Stunde nach diesem Gespräch gab die alte Dienerin einen sehr langen Brief, dessen Aufschrift den Namen Clement Lorimer trug, in dem benachbarten Postamte ab.

Viertes Kapitel.

Der Gegenplan beginnt zu wirken.

Die Haushaltung in Cecil Street, an welcher wir ein Interesse nehmen, blieb während dieser Ereignisse im Allgemeinen in einer unveränderten Lage. Clement Lorimer bewohnte noch das Haus. Die schnelle Bezahlung einiger kleiner persönlicher Schulden von Seiten seiner ehrenhaften Freunde gestattete ihm, ohne die Güte Anderer in Anspruch zu nehmen, die kurze Zeit zu verleben, welche das Gesetz seinen Opfern zwischen der Periode gestattet, wo es sich seine Beute ausersieht und auf sie niederschießt.

Es war Lorimers Hauptaufgabe gewesen, Viele von seinen Hauptgläubigern, welche Geschäftsleute waren, zu besuchen, und wo möglich Aufschluß über die Per=

son zu erlangen, welche ihre Ansprüche aufgekauft hatte, um sie, wie es schien, sämmtlich in einer Hand zu concentriren.

Ueberall war ihm während dieser Forschungen die gleiche Antwort ertheilt worden. Verschiedene Personen, dem Anscheine nach Advocatenschreiber, hatten die Leute besucht, ihnen gewissermaßen im Vertrauen gesagt, daß der unbekannte Beschützer ihres Schuldners beschlossen habe, Lorimers Verschwendung Einhalt zu thun, und daß er in dieser Absicht, während kein Geschäftsmann durch die Sache zu leiden haben solle, dennoch gedenke, sich mit einer Macht über Lorimer zu bewaffnen, die ihn in den Stand setzen würde, in Zukunft das Benehmen seines Schützlings zu beherrschen.

„Was sollten wir thun, Sir?“ sagten die Leute. „Es schien keine ganz unwahrscheinliche Geschichte zu sein. Es war bekannt, daß Sie auf dem Rennplan entsetzlich gelitten hatten, und — und es hieß — bitte um Verzeihung — Sir — daß Sie sich aus — dem Staube gemacht hätten — und kurz und gut, das baare Geld war da, und wir nahmen es.“

Gegen diese Entgegnung konnte Lorimer nichts einwenden. Keiner von Denjenigen, bei welchen er nachgefragt, hatte irgend eine Person gesehen, die eine Hauptrolle in der Sache zu spielen schien. Alles war

vermittelst geschickter Agenten geleitet worden. Mehr als einmal bei diesen Nachforschungen dachte Lorimer an Blane. Er war überzeugt, daß dieser Ehrenmann ihm, wenn er wollte, wichtige Auskunft geben könne, und je mehr er an das Benehmen seines früheren Verwalters, an seinen schlauen, spähenden Blick dachte, desto fester wurde er überzeugt, daß der Mann ein geschickter und intelligenter Spion gewesen war. Aber er konnte keine Nachricht über Mr. Blane's Aufenthaltsort erlangen, obgleich derselbe in täglichem Verkehr mit Mrß. Ginmuns Ehemanne stand.

Während noch Lorimer von dem fruchtlosen Resultate seiner Bemühungen, zu ermitteln, wer der Fälscher sei, der ihn in den Maschen seines Netzes umhüllt hatte, in halber Verzweiflung war, wurde er von Flick und seinem Sohne besucht.

Der Jockey war sehr schwach und furchtbar abgezehrt, und als Lorimer seine Hand nahm, brach er in Thränen aus, sank auf einen Stuhl und weinte wie ein Kind. Darauf erzählten er und sein Sohn ihre Geschichte ausführlich und rückhaltlos, und Lorimer hörte sie mit beinahe entsetztem Interesse an. Die gefälschte Anweisung war, wie wir gesehen haben, zerrissen worden, aber der Brief, worin sie gelegen hatte, wurde von Flick in Lorimers Hände gelegt. Er konnte sich der Handschrift nicht entsinnen.

Die nächste Frage betraf die Identität des Mannes, welcher das Werk der Versuchung des Sohnes vollendet und seine Aufgabe durch die Corruption seines Vaters gekrönt hatte.

Lorimer war über den Bericht, welchen die Beiden über die Feierlichkeit und selbst Innigkeit des Wesens des Unbekannten gaben, sehr erschüttert. Der Jockey konnte beinahe wörtlich das Gespräch im Stalle wiederholen. Die Worte: „Sie können noch ein glücklicherer Vater sein, als ich es bin," verfolgten Lorimer seltsam. Er verglich den Ausspruch mit dem Tone des Billets — welches die Anweisung eingeschlossen, und mit dem allgemeinen Inhalt der Gespräche mit dem Sohne im Speisehause in der City, und je mehr er nachdachte, desto dunkler und verworrener schienen die Windungen des Labyrinths zu werden. Es lag jedoch klar am Tage, daß die Person, welche das Pferd zum Laufen untauglich gemacht hatte, einer von Lorimers Hauptfeinden, wo nicht der einzige war.

Dann erinnerte er sich plötzlich an das Gesicht, welches er am großen Stande hereinschauen gesehen hatte. Der Jockey gab sofort zu, daß er ebenfalls in demselben Zimmer und in demselben Augenblicke, wie Lorimer, ein Gesicht gesehen hatte, welches ihn so erschreckte, daß er seine Bewegung nicht verbergen konnte. Es

war, wie Flick mit einem gewissen Schauder sagte, das Gesicht „des Mannes."

Auf diese Weise war ein Punkt gewonnen — Lorimer hatte seinen Feind gesehen. Der nächste Schritt war der, die in Rede stehende Person bestimmt aufzuspüren und ihr entgegen zu gehen; und jetzt blitzte ein weiterer Lichtstrahl in dem Pfade auf. Man wird sich erinnern, daß Owen Dombler, der Kamerad Richard Flicks, ein Bekannter unsers literarischen Freundes Mr. Spiffler war. Am Abend nach Owens Besuche im Opernhause war er bei Richard in seiner ärmlichen Wohnung in den Colonnaden gewesen, um ihm einen Verabschiedungsbrief von der Firma Shiner und Maggs zu überbringen; denn der Sohn des Jockey hatte auf einige Zeit seinen Posten in Fenchurch-Street verlassen müssen, um seinen Vater während dessen Krankheit zu pflegen, und da Shiner und Maggs nicht die Gewohnheit hatten, mehr Katzen zu füttern als Mäuse zu fangen, und überdies keine Lust trugen, Proben von kindlicher Liebe zu führen, so hatten sie Dombler mit der höflichen Nachricht, daß die Dienste des Mr. Richard Flick in Zukunft entbehrlich seien, abgesendet. Nachdem Mr. Dombler seinen Auftrag ausgerichtet, hatte er sich natürlicher Weise auf das Vergnügen vom vorigen Abend bezogen, und die rasende Weise beschrieben, auf welche Mr. Spiffler aus dem Parterre

gelaufen war, um wo möglich etwas von dem curios aussehenden alten Manne zu erfahren, der der Mademoiselle Chateauroux aus einer der Prosceniumslogen ein Bouquet zugeworfen, und den er (Dombler) sich auf der Rennbahn zu Epsom gesehen zu haben erinnerte. —

Dieser Erzählung hatte Richard Flick zu jener Zeit nur geringe Aufmerksamkeit bewiesen; er war mit der Krankheit seines Vaters und seiner eigenen Entlassung viel zu sehr beschäftigt gewesen; jetzt hatte sich jedoch sein Geist wieder zu Owen Dombler und der Geschichte mit dem alten Manne in der Loge gewendet; er war daher in die City gegangen, hatte den Commis gesehen, und wenn auch die Beschreibung, welche der Letztere von dem Bouquetwerfer gab, im höchsten Grade unklar gewesen war, so war er doch im Stande, Richard auf Mr. Spifflers Autorität hin zu sagen, daß der alte Mann einen obscuren und abgelegenen Kirchhof in der Nähe von Hackney zu besuchen und starr auf einen Grabstein zu blicken pflege, worauf ein merkwürdiger Name, den Richard völlig vergessen zu haben gestand, geschrieben sei. Er glaubte jedoch, daß es ein weiblicher Name — ein holländischer, deutscher oder flamändischer — sei. Lorimers Gedanken wendeten sich unwillkürlich dem von Miß Esk vorgelesenen Manuscripte zu.

„Ein flamändischer Name! —“ sagte er mit einem halben Lächeln über seine eigene Abgeschmacktheit — „war es vielleicht Trudchen?“

„Ja,“ sagte Richard Flick mit einem entschiedenen Tone, „ja, ja, das ist der Name!“

Lorimer versank abermals in einen Ocean von dunkeln Träumen. Endlich ermannte er sich und das Resultat des langen Gespräches mit seinen Besuchern war, daß Richard genau die Localität des erwähnten Kirchhofs erforschen und daß sein Vetter Gill Dombler am künftigen Sonntage dorthin mit der Instruktion gesendet werden solle, sorgfältig das Aussehen „des Mannes“ zu beobachten, und ihm wo möglich, ohne Verdacht zu erregen, nach seiner Wohnung zu folgen, wo diese auch sei.

Nach der Entfernung Flicks und seines Sohnes ging Lorimer in das von den Pomeroys bewohnte Gesellschaftszimmer mit einem leichtern Herzen hinab, als er seit längerer Zeit besessen hatte.

Miß Esk war dort und allein, — es ist erstaunlich, wie oft sie Element Lorimer allein fand! — Er trat zu ihr und nahm ihre Hand.

„Freuen Sie sich mit mir, Marion,“ sagte er, „ich glaube das eine Ende des Fadens zu halten. Wir werden unsern Freunden am andern doch noch die Spitze bieten.“

Miß Esk sprang freudig auf. — „O, kann ich helfen? — kann ich Etwas thun?“

„Und haben Sie nicht Wunder gethan? fühle ich nicht, daß ich, wenn ich für mich kämpfe, auch für Sie fechte? und kann es mir dann an Muth fehlen?“

Er führte sie in eine Fensternische und sie sprachen mit einem leisen, süßen Flüstern.

Es war an dem Sonnabend Nachmittag, an welchem Madame Lorton Esther Challis in Bermondsay besucht hatte, daß der Phaëton, welchen der General für sich in London hatte erbauen lassen, zum ersten Male vorfuhr. An demselben Nachmittage, zu einer spätern Stunde, erhielt Lorimer den Brief, welcher von der wahren Gattin des Sir Harrowby Trumps an ihn gerichtet worden war.

Er enthielt Copieen der beiden Trauscheine mit vollständigen Notizen über die Tage der Trauung, die Namen der Zeugen und eine Andeutung, daß, im Falle eine Anklage auf Bigamie erfolgen würde, hinlängliche Beweise beigebracht werden sollten. Das Schreiben schloß mit der Angabe, daß die Absicht, weshalb sie Lorimer die soeben erhaltene Auskunft gab, theilweise die sei, ihm die Mittel zu liefern, um einem gegen ihn angesponnenen Complott, an welchem, wie die Schreiberin mit Grund glaubte, Sir Harrowby Trumps schmählich

betheiligt sei, die Spitze zu bieten. Wenn Lorimer nicht wünschen sollte, als Kläger aufzutreten, so würden die beigefügten Documente immer noch den erwähnten Nutzen bringen.

Dies war der Inhalt der außerordentlichen Mittheilung, über welche Lorimer nachdachte, als der General, in sein Zimmer platzend, verkündete, daß er mit dem Phaëton am folgenden Tage eine Fahrt in den Park machen wolle, und hoffe, daß sein junger Freund einen Sitz darin annehmen werde. Lorimer stand auf dem Punkte, das Anerbieten höflich abzulehnen, als er plötzlich von einem Gedanken ergriffen wurde.

Es war jetzt natürlich für ihn ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit, Trumps zu sehen, und es fiel Lorimer ein, daß ein öffentliches Erscheinen im Park, während es dies wahrscheinlich bewerkstelligte, zugleich auch dazu dienen würde, dem Glauben ein Ende zu machen, welcher, wie er fand, unter seinen Lieferanten so fleißig verbreitet worden war, daß er sich aus dem Staube gemacht, oder vor seinen Gläubigern versteckt habe. Ueberdies hatte die vorübergehende Niedergeschlagenheit, welche seiner Krankheit gefolgt war, dem Einflusse der Beschäftigung, welche ihn in der letzten Zeit in Anspruch genommen, Raum gegeben. Es schienen Freunde von bisher unvermutheten Seiten zu kommen, und vor Allem glühte in seiner Seele der sie reinigende

und stärkende Einfluß einer tiefen, heiligen Leidenschaft. Unser Leser mag es als ausgemacht betrachten, daß kein Mensch eher weiß, woraus er besteht, — kein Mensch die Kraft der geheimen Federn seines Herzens und Gehirnes eher kennt, als bis er in Noth und in Liebe gewesen ist.

„Ich hoffe also, daß wir auf Sie rechnen können, Mr. Lorimer. Der Wagen ist nichts Gewöhnliches — er wird Ihnen Ehre machen. Natürlich wird Miß Esk auch bei der Gesellschaft sein — ich denke, daß das für Sie eine hinlängliche Versuchung ist — und die Generalin denkt ebenso.“

Lorimer willigte ein und die Stunde wurde festgesetzt.

Fünftes Kapitel.

Schach dem König!

Wir sind in Hyde=Park. Der Nachmittag ist hell; die Saison hat ihren Höhepunkt erreicht, und die goldene Gluth der Sommersonne strömt auf den breiten Rasen, die stattlichen Alleeen und die malerischen Baumgruppen an den klaren Gewässern der Serpentine herab.

Zu Häupten ist Alles wolkenlos und blau, während nach dem Horizont herab auf beiden Seiten ein nebliger Sommerduft über der Erde schwebt, durch welchen man deutlich die Umrisse der langen Gebäudereihen sehen kann, die diese Hauptlunge von London umgeben.

Die Zeit ist etwa 4 Uhr an einem Sonntag

Nachmittag; die Stunde und der Tag, wo der Park ein mächtiges Parlament im Freien ist, in welchem jede Klasse und jeder Rang der Gesellschaft vertreten ist. Man kann verschiedene Fußpfade nach dem Strome von Fußgängern, welche ihren Lauf bezeichnen, verfolgen, der grüne Rasen ist mit Spaziergängern bedeckt. Eine Menge von schwirrenden Kindern fliegt über den Rasen und unter den Bäumen schwirrend umher, Reitergruppen galoppiren durch die mit Lohe bestreute Allee von Rotten Row, während auf den großen Fahrwegen besonders in der Nähe der Ecke von Apsley House an dem nördlichen Ufer des Wassers zwei stattliche Reihen von glänzenden Equipagen sich langsam in einer doppelten Linie bewegen, deren Räderrasseln unter dem lauten, anhaltenden Summen und der rastlosen Bewegung der Schwärme von Fußgängern, welche beide Pfade einnehmen und zwischen welchen die doppelte Wagenreihe die Revue passirt, kaum zu vernehmen ist.

Lorimer, der sich in Gesellschaft der Pomeroy's befand, erkannte einige Freunde und sah viele Bekannte. Dies war seit dem Derbytage sein erstes Erscheinen an einem öffentlichen Orte, und er beobachtete alle Gesichter, welche ihm voraus waren, mit scharfem Blicke. Von den meisten seiner alten Kameraden erhielt er ein überraschtes, aber freundliches Kopfnicken; einige, die

beritten waren, kamen an den Wagen und begrüßten ihn warm, und Lorimer schwoll das Herz, als sie ihm die Hand drückten und ihm sagten, wie glücklich es sie mache, daß die abgeschmackten Gerüchte, welche man über ihn in Umlauf gebracht, wie sie sähen, ohne Begründung seien.

Mehr als einmal wurde ihm in's Ohr geflüstert: „Nehmen Sie sich vor Trumps in Acht. Dort ist Etwas nicht richtig! Schauen Sie scharf nach jener Seite.“

Auf alle diese freundschaftlichen Warnungen nickte Lorimer munter; er fühlte, daß der Ball vor seine Füße rollte, und Miß Esk dankte, als sie die Röthe auf seiner Wange und die blitzenden Augen beobachtete, Gott, daß bei ihrem Geliebten Gesundheit und Energie zurückzukehren schienen.

Nur ein einziges Mal erbleichte Lorimers Wange und loderte dann purpurn wieder auf; zum Glück bemerkte Miß Esk, welche in jenem Augenblicke mit Mrß. Pomeroy sprach, diese momentanen — und es waren blos momentane — Symptome von Verwirrung nicht. Sie hatte aber folgende Veranlassung. In der entgegengesetzten Wagenreihe rollte eine glänzende offene Equipage mit gelben feurigen Pferden, deren Geschirr von Silber blitzte. Dieses Fuhrwerk enthielt nur Eine Per=

son, eine Dame, welche zurückgelehnt auf einem aus Shawls und Kissen gebildeten Lager dasaß.

Als sie vorüberkam, schienen ihre Augen — große, lichtvolle schwarze Augen, — in die Lorimers, aber auf ihrem olivenfarbigen Gesicht bewegte sich keine Muskel.

Daß sie Lorimer sah, war unverkennbar, aber kein Funke des Wiedererkennens erhellte das lange Starren. Er glaubte im ersten Augenblicke, daß sie im Begriff sei, ihm ein Zeichen zu machen, als sie ihre schöne behandschuhte Hand erhob; aber es geschah nur, um sie auf den Kopf eines Wachtelhündchens zu legen, welches das Kissen neben ihr einnahm, und als sie sich niederbückte, um dem Hunde zu liebkosen, trennten sich die beiden Equipagen und Lorimer sah sie nicht mehr. —

Lorimers Lippe kräuselte sich, und in seinem Lächeln war die Bitterkeit der Verachtung, nicht die des gekränkten Gefühls, als ein Reiter plötzlich sein Pferd neben dem Wagen halten ließ und mit roher familiairer Stimme sagte:

„Ah, Lorimer, wie geht's? — Sie lächeln? ah! das ist recht; nehmen Sie es ruhig, ich mache es immer so!" und das grobe sinnliche Gesicht des Sir Harrowby Trumps erschien in gleicher Höhe mit dem der im Phaëton Befindlichen.

„Wahrscheinlich Ihre amerikanischen Freunde,"

fuhr der Baronet mit unverschämter Vertraulichkeit fort, „freut mich, sie zu sehen, stellen Sie mich der jungen Dame vor.“

Lorimer nannte kalt die nöthigen Namen. Der General und seine Gemahlin sahen über diese Vorstellung entzückt aus; Miß Esk, die die Einzige war, die außer Lorimer etwas von dem wirklichen Charakter des vor ihr befindlichen Mannes wußte, bebte zurück und blickte fragend in Lorimers Gesicht, als wisse sie nicht, wie sie jenem begegnen solle.

„Auf der unrechten Seite des atlantischen Meeres giebt es nicht viele von dieser Art von Dingen — nicht wahr, General?“ sagte Sir Harrowby, indem er sein ungeduldiges Pferd — einen schönen Grauschimmel — zügelte und auf die entgegengesetzte Wagenlinie deutete. —

Der wackere General und seine Dame waren über diese dreiste Vertheilung der rechten und unrechten Seite des Oceans so erstaunt, daß Trumps, ehe sie antworten konnten, zu Miß Esk gewendet fortfuhr:

„Ah! — Hm! — kein schlechtes Pröbchen von Onkel Sams Schönheit,“ sagte er zu Lorimer gewendet. „Aber wie ich höre, halten sie nicht aus. Es thut nichts, machen Sie Ihr Heu, so lange die Sonne scheint, das ist die beste Manier.“

Lorimer hielt sich mit einer ungeheuren Anstren=

gung zurück. Er fühlte, daß er den Schurken hätte vom Pferde schleudern können, aber er antwortete ruhig:

„Ich habe hier von einer seltenen Schönheit gehört, ich glaube, Sie haben sie einst gekannt."

„Ich!" antwortete Jener, „nennen Sie sie."

„Sogleich," antwortete Lorimer, „ich werde Sie besuchen."

„Dann müssen Sie sich beeilen — oder — das heißt — wenn Sie bezahlen, wissen Sie — sie wird zu Ihnen kommen müssen —"

„Ah, Sie wollen also Ihren Prozeß fortführen?"

„Morbleu! Das sollte ich doch wohl meinen!"

„Sie denken, daß Sie Ihr Geld bekommen werden?"

„Ich will es versuchen!"

„Giebt es keinen Einfluß, der Sie bewegen könnte, meiner zu schonen?"

Sir Harrowby stieß ein wieherndes Gelächter aus. —

„Ich hatte gehofft, daß es einen solchen geben könnte," sagte Lorimer mit einem kaum bemerkbaren Lächeln.

„Wirklich!" antwortete Jener. „Ha, Sie wer-

den vielleicht noch einen Sonntag hier sehen, aber dies wird der letzte sein, bis —"

„Bis Sie nachgeben, nicht wahr?"

Sir Harrowby lachte abermals. Der General und Miß Pomeroy hörten diesem Gespräche mit offenem Munde und Marion Esk mit Furcht und Schrecken zu.

„Es giebt außer der Fleet und der Kings Bench auch noch andere Gefängnisse," sagte Lorimer nachdenklich.

„Ja wohl," antwortete dor Baronet, „es ist noch Horsemonger Lane und White Croß Street da."

„Und Newgate!" rief Lorimer heftig.

Trumps schrak zusammen und blickte verwundert in Lorimers Gesicht auf.

„Die Einen hierhin, die Andern dorthin — zu welcher Gesellschaft möchten Sie gehören, Sir Harrowby?" fragte Lorimer in seiner frühern anscheinend träumerischen Stimmung — „so gute Freunde, wie wir gewesen sind, werden vielleicht doch nicht so weit auseinander kommen, Sir Harrowby Trumps."

Die Sinne des Baronets verdüsterten sich, er murmelte vor sich hin und fragte darauf Lorimer plötzlich, was er damit meine.

„O nichts von Wichtigkeit," sagte Clement, „ich hätte nur gern gewußt, wo wir sein würden, wenn es

Jedem nach seinem Verdienste ginge. Es thut nichts; jetzt ist es schon vorüber."

„Der arme Teufel," dachte der Baronet, „ich verstehe — es ist Alles aus — sein Gehirn hat gelitten — er sieht ganz verstört aus."

Während Trumps auf diese Weise dachte, konnte er die Augen Lorimers nicht bemerkt haben, die wie die eines Falken auf ihn geheftet waren.

„Was die Schöne — die Dame, von der ich gesprochen habe — betrifft," fuhr Lorimer fort, „so versichert sie mir, daß mir ihr ganzer Einfluß auf Sie zu Gebote steht."

„Ihr Einfluß auf mich?"

„Ja, und er müßte schwer zu meinen Gunsten wiegen."

Sir Harrowby sahe einen Augenblick mürrisch und verwirrt darein und murmelte dann:

„Er ras't, es ist für ihn zu viel gewesen, und es kommt nicht viel darauf an — toll oder vernünftig; — mir ist Alles eins — aber ich will ihm den Willen thun." Dann fuhr er mit einem schmeichelnden Tone, wie man mit einem Kinde sprechen würde, fort:

„Sie sagen also, daß ich diese Dame kenne?"

„Ja, besser als sonst Jemand."

„Und sie kennt mich?"

„Ja, besser als sonst Jemand."

„Nun, nun,“ sagte Trumps beschwichtigend, aber doch ängstlich, „wo habe ich sie gesehen? geben Sie mir den Schlüssel dazu, sagen Sie mir den Ort, wo ich sie gesehen habe.“

„Vor dem Altare,“ antwortete Clement Lorimer. —

„Meine Frau!“ murmelte der Baronet, „was hat Madame Lorton damit zu thun!“

„Ich spreche von Ihrer Frau,“ sagte Jener, „und Madame Lorton hat nichts damit zu thun.“

Das Blut auf Sir Harrowby's Wagen begann nun zu kommen und zu gehen, seine Lippen zuckten nervös, und er stieß seinem scheuen Pferde die Sporen in die Seite, zügelte aber zu gleicher Zeit das edle Thier. Das Auge Clement Lorimers verlor kein einziges Symptom seiner offenbaren Unruhe. „Es war keine Mystification,“ flüsterte er vor sich hin.

„Was Henker, wovon und von wem sprechen Sie?“ schrie Trumps endlich.

„Sie wünschen es zu wissen — Sie wünschen es wirklich zu wissen?“

„Ja, ja!“

„Nun, so kommen Sie näher, näher! Sie werden den Namen schwerlich vergessen haben. Einst — ehe er sich veränderte — hieß er —“

„Wie?“ schrie der Baronet aufgeregt — wie?“

„Esther Challis!“

Sir Harrowby Trumps schrack heftig zusammen, und verlor beinahe seinen Sitz im Sattel. Als er sich wieder erholte, zuckten seine blutlosen Lippen und er war aschenbleich.

„Die Einen nach der Fleet,“ fuhr Lorimer fort, als ob er immer noch zu sich spräche, „die Andern nach Newgate.“

„Es ist eine Lüge,“ schrie Trumps, „es ist ein Complott — eine Lüge! — Sie ist seit funfzehn Jahren todt! Wer wagt es, etwas Anderes zu sagen?“

„Kennen Sie diese Hand?“ fragte Lorimer und hielt dem Baronet einen mit dem Poststempel des Bermondseyer Districts versehenen Brief vor die Augen.

Dem Manne, welchen er anredete, standen große Schweißtropfen auf der Stirn und ein furchtbarer Fluch wurde auf seinen bleichen Lippen hörbar.

„Hören Sie mich an,“ sagte Lorimer, „erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen in der Nähe von Soho Square gesagt habe: Wenn Sie complottiren können, so verstehe ich zu entwirren. Sie sehen, es war keine müssige Prahlerei, ich habe Sie, Mann, die

Falle ist über Ihnen zu, Sie sind mir auf Gnade und Ungnade ergeben."

Sir Harrowby's Lippen bewegten sich, aber es kam kein Ton über dieselben.

„Wenn ich morgen Mittag," sagte Lorimer mit einem tiefen, strengen Flüstern — „wenn ich morgen Mittag nicht eine vollständige Quittung über die Summen habe, welche ich Ihnen, wie Sie sagen, schulde — so brauchen Sie nicht in meine Wohnung zu schicken, denn ich werde in Bow Street sein."

„In Bow Street," wiederholte Jener mechanisch. —

„Ja," antwortete Lorimer, „und Sie werden sich ebenfalls, ehe der Abend kommt, dort befinden, nur werde ich einfach im Bureau sein, Sie aber wahrscheinlich einen Besuch in den Zellen machen."

Es entstand eine Pause, welche theilweise von den glatten Tönen einer bekannten Stimme ausgefüllt wurde. Es war die des Doctor Gumbey, welcher in einem Gentleman-Cabriolet vorüber fuhr, und indem er sich herumlenkte, gegen Lorimer und Trumps winkte und rief:

„Wie geht's? — wie geht's? — freut mich, Sie wieder beisammen zu sehen."

Lorimer erwiderte den Gruß leicht hin, Sir Harrowby nahm aber keine Notiz davon.

„Sprechen Sie,“ sagte Clement endlich, „werde ich morgen von Ihnen hören?“

Sir Harrowby ballte die Fäuste und starrte seinen Gegner mit einem Ausdrucke ohnmächtiger Wuth an. —

„Ja oder nein?“

„Ja!“ schrie Trumps mit schäumendem Munde.

Bei diesen Worten schlug er seine Sporen tief in die Seite des Pferdes, welches sich bäumte, mit den Hinterfüßen ausschlug und darauf seinen Reiter mit gefahrvoller Schnelligkeit durch die Equipagen hinwegtrug. —

„Was hat alles Dies zu bedeuten? — was ist das? — was soll das heißen, Mr. Lorimer?“ riefen der General und seine Frau gemeinschaftlich.

„Es bedeutet,“ sagte Clement, indem er auf den Sitz zurücksank, — „es bedeutet, daß wir eine Schachpartie auf Leben und Tod machen, und daß ich dem König Schach geboten habe.“

Sechstes Kapitel.

Der letzte Plan.

Am Morgen desselben Sonntags, an welchem die so eben erzählten Ereignisse in Hyde Park stattfanden, verließ Mr. Gill Dumple die Colonnaden, um seine nordöstliche Spionirung anzutreten. Er gelangte zu gehöriger Zeit an den Kirchhof, welchen er suchte.

Die ärmliche gothische Kirche war offen, und die leise summenden Töne der Orgel strömten in die Sommerluft hinaus.

Der Kirchhof war leer; es regte sich auf ihm nichts als ein paar Schmetterlinge, die von einem Stein zum andern flatterten und sich auf den Zweigen der hier und da wachsenden krüppelhaften Sträucher niedersetzten.

Gill fand bald den eigenthümlichen Grabstein, welchen er suchte, der dastand in seiner eigenthümlichen Räthselhaftigkeit — ein schimmernder, weißer Marmorblock, mit seinem einzigen, so tief es nur ein Meißel vermochte, eingehauenen Worte. Um dieses eigenthümliche Grabmal befand sich ein freier Raum, auf welchem einige offenbar sorgfältig gepflegte, einfache, aber wohlriechende Blumen einen Rand für den grünen Rasen bildeten, der den kleinen Hügel unter den Marmorsteinen bedeckte. Alles Uebrige war blos nackte Erde und Sand; die kleinen Vögel des Kirchhofs kamen öfter an das einzige grüne Grab, und schienen erfreut zu sein, ihre Füße auf dem kleinen grünen Flecke ruhen lassen zu können.

Der Nachmittag verging langsam und schläfrig.

Die Hitze war drückend, und Gill, den das Warten etwas müde gemacht hatte, fand endlich einen bequemen Stein, streckte sich im Schatten desselben der Länge nach aus und schlief ein.

Er erwachte mit dem erschreckten Bewußtsein, daß er seine Pflicht vernachlässigt habe, sprang plötzlich auf, und sein Gesicht röthete sich über und über, — als er einen majestätischen alten Mann vor dem Marmorsteine stehen sah.

Man konnte sich über die Identität des Mannes nicht irren: hier war die magere, abgezehrte Gestalt,

das graue, wollene Haar, das mit Myriaden kleiner sich durchkreuzender Linien markirte Gesicht, die strenge und schön geschnittene Physiognomie, und vor Allem das schwarze, blitzende Auge, welches von einem seltsamen, funkelnden Feuer erglühte, dessen Brennstoff eine geheime Pestilenz ist, die ihre Wohnung in der materiellen Masse des Gehirns hat — ihre gesunde Thätigkeit zerstört und ihre Fähigkeiten zum Welken bringt.

Benosa war in seinen gewöhnlichen langen, einfachen Ueberrock gekleidet. Gill wußte nicht, wie lange er auf der Stelle gestanden haben mochte, auf welcher er zu sehen war, als der Knabe erwachte.

Der Spion kroch unwillkürlich zitternd hinter einen Leichenstein und lauschte athemlos. Nach einiger Zeit bückte sich Benosa und schien eine gesenkte Blume aufrichten zu wollen; ferner riß er einige verwelkte Grashälmchen ab und steckte sie ehrerbietig in seine Brust; dann stand er abermals bewegungslos da, außer daß er von Zeit zu Zeit den Kopf senkte und seine Lippen eifrig bewegte; dies dauerte beinahe eine Stunde, dann vernahm man das Läuten der Glocken zum Abendgottesdienst. Benosa neigte sich auf noch auffälligere Weise, als er vorher gethan, und ging darauf langsam hinweg. Der Spion folgte ihm in sicherer Entfernung.

Als Benosa den Kirchhof verließ, lenkte er seine Schritte nach Osten; seine Augen waren auf den Boden geheftet und Gill fühlte, daß er ihm dicht auf den Füßen folgen könne, ohne Gefahr vor Entdeckung zu laufen. Beide schritten demnach durch ein Labyrinth von obscuren Straßen, welche Gill sorgfältig merkte. Endlich kamen sie nach einer guten halben Stunde aus einer armen, schmuzigen Gegend in eine Localität, wo es viele Gärten gab, die von hohen Mauern umgeben waren, und zwischen welchen schmale Gäßchen hinliefen.

Als sie durch eins von den letztern hinabgingen, sah Gill über einer Mauer die hohen Fenster und das Dach eines altmodischen Ziegelhauses. In der Mauer war ein schweres, hölzernes, mit Nägeln beschlagenes Thor für Wägen und daneben ein kleines Pförtchen angebracht. An dem letztern blieb der Beobachter stehen, als plötzlich das Geräusch von Pferdehufen in dem stillen Gäßchen hörbar wurde.

Benosa und Gill blickten instinctmäßig zurück und sahen einen Mann auf einem Grauschimmel im Gallopp herankommen.

Der Reiter schoß an Gill vorüber, welcher bemerkte, daß sein Gesicht roth und aufgeregt war, und daß das Pferd von Schaum troff. Der Reiter winkte jedoch Benosa mit der Hand und hielt sein keuchendes

Pferd am Thore mit einem Ruck an, welcher es auf die Hinterbeine warf. Der alte Mann verschwand augenblicklich durch das Pförtchen. Dann vernahm man ein Knarren und Klirren, als ob eine eiserne Stange zurückgeschoben würde. Das schwere Thor öffnete sich, der Fremde ritt hinein, und das Portal wurde hinter ihm geschlossen.

Gill Dumple sprang in bester Laune nach Westen davon. Er hatte seinen ursprünglichen Auftrag erfüllt und noch etwas mehr gethan.

Wir folgen dem Manne auf dem Grauschimmel.

Er ritt bis zur Thür des altmodischen Hauses, sprang von seinem Pferde, welches sogleich auf den schattigen Rasenplatz marschirte, folgte seinem Führer und trat in ein kleines Zimmer.

Der Leser ist bereits mit diesem düstren Zimmer, seinem schmalen Fenster und seinen dunkeln Tapeten bekannt.

Es ist dasselbe Zimmer, in welchem Benosa damals unter dem Namen Werwold seine Conferenz mit dem Doctor Gumbey über die tödtliche Krankheit der Dame hielt, deren Grab der alte Mann an jenem Tage besucht hatte. Der Herr des Hauses setzte sich seiner Gewohnheit nach mit dem Rücken gegen das Fenster und fragte leichthin, welchem Umstande er das

Vergnügen der Gesellschaft des Sir Harrowby Trumps verdanke.

Es schien dem Baronet einige Mühe zu kosten, seine Antwort zu formuliren. Er machte mehrere vergebliche Versuche zu reden und rief endlich kurz:

„Es ist weiter nichts, als daß mir die Geschichte mit dem jungen Lorimer nicht gefällt."

„Ich glaube wohl, daß Sie einiges Unangenehme damit verbunden finden," sagte Benosa.

„Allerdings," antwortete Jener, „und ich denke mich davon loszumachen."

„Nicht Dasjenige, was Sie zu thun gedenken," antwortete der Alte, „sondern Dasjenige, was ich von Ihnen verlange, werden Sie thun."

Sir Harrowby's Gesicht wurde purpurn, und die Adern traten auf seiner Stirn heraus. Dann machte er eine heftige Anstrengung und sagte ruhig:

„Sie können einen Andern bekommen; es mangelt nicht an Leuten, die das Werk verrichten würden. Ich will den Anspruch abtreten — ist das nicht billig?"

„Sehr billig, aber ich lehne das Anerbieten ab."

„Warum?" schrie Trumps mit dumpfer Stimme.

„Weil Gesellschaftsgeschäfte, bei denen ich Theilhaber bin, nur vom Tode gelös't werden."

„Sie halten mich also für Ihren Sklaven?"

schrie Trumps bitter und mit einem Bemühen, seine Wuth zu unterdrücken.

„Sie leben von mir," rief Jener trocken.

„Nun," sagte Trumps, „ich kann aufhören, für die Zukunft von Ihnen zu leben."

„Sehr wahr; aber können Sie aufhören, mein Schuldner für die Vergangenheit zu sein?"

Trumps schrak heftig zusammen und stöhnte.

„Wir wollen dieses thörigte Gespräch einstellen," sagte Benosa sanft. „Wenn Sie mir dienen, so enden Sie Ihre Tage in Wohlleben; wenn Sie sich von mir zurückziehen, so enden Sie Ihre Tage im Gefängniß."

Trumps zuckte auf seinem Stuhle hin und her, und seine Brust hob sich, als ob er weinen wollte.

„Haben Sie Mitleid mit mir," sagte er mit erstickter Stimme; „lassen Sie mich gehen; ich werde Ihnen nie wieder in den Weg kommen; ich schwöre es."

„Ich habe keine Barmherzigkeit, Mann," sagte Benosa mit hohler Stimme, — „bemitleiden Sie mich! — bemitleiden Sie Ihren Mann, der Sie von sich stoßen möchte, wie ein kriechendes Gewürm, der es aber nicht kann, der mit Ihnen arbeiten muß, der den Hammer schwingen muß, bis er oder Der, auf welchen er angewendet wird, vom Schlage zerschmettert ist."

Dies wurde in Tönen gesprochen, in welchen sich so viel Ruhe und Verzweiflung mit einander mischten, daß der Baronet seinen Nachbar in betäubter Verwunderung anstarrte, ohne das Räthsel seines seltsamen Geistes entziffern zu können.

Endlich sagte er:

„Nun, es mag so sein, ich will in's Gefängniß gehen; besser in der Fleet als auf die Galeere.“

„Auf die Galeere!“ wiederholte Benosa.

„Ja,“ sagte Jener mit einer Art von erstickter Kaltblütigkeit, „Lorimer — Fluch über ihn! — hat ein Geheimniß ausfindig gemacht, das ich für immer sicher hielt. Gleichviel! ha, ha!“ und er lachte gräßlich. „Sie werden mich doch besuchen! Sie werden Ihren armen Schuldner besuchen! Wir wollen uns zusammen vergnügen — Sie und der Narr, den Sie in Ihrem Netze gefangen haben. Der arme alte Sir Harrowby! bravo, alter Angler! bei Ihren scharfen Augen und Ihrem kalten Gehirn verstehen Sie die Fische an's Land zu bringen, nicht wahr? Beim Zeus, Lorimer wird auch hinein kommen; Sie werden uns Beide doch besuchen? Ich weiß, daß Sie es thun werden — und dann — und dann —“

Er sprang wie rasend von seinem Stuhle auf, trat dicht vor Benosa, seine Zähne knirschten, seine Fäuste waren geballt, seine Wangen bleich, seine Stirn pur=

purn, seine blutunterlaufenen Augen blitzten — der Alte rührte sich nicht.

„Sie werden uns besuchen," schrie Trumps, „und dann, wenn der Wein in unserem Gehirn ist, wenn wir vom Trinken und von der Verzweiflung toll sind, werden wir schreien und singen — die Drei — alle Drei — die Schuldner und der Gläubiger! und wir werden es bis zum Morgen treiben und dann —"

Er senkte seine Stimme zu einem Flüstern herab, welches zischend durch das Zimmer scholl.

„Bis zum Morgen, und dann werden vielleicht die Kerkermeister einen alten Mann mit bleichem Gesicht und schwarzem Halse auf dem Boden unter den leeren Flaschen finden! nicht wahr?"

Und Sir Harrowby schleuderte seine geballte Faust empor und ließ ein Gelächter vernehmen, welches von vorübergehendem Wahnsinn zeugte.

Benosa regte sich noch immer nicht. Trumps sank, von seinem Zornesausbruch erschöpft, wieder auf seinen Stuhl und starrte das unbewegliche Gesicht ihm gegenüber, hinter welchem furchtbare Gedanken in Thätigkeit zu sein schienen, an. Auf eine Zeitlang herrschte ein tiefes Schweigen. Dann sprach Benosa:

„Lorimer hat also eine Gegenmine gegraben — gut — er kann Sie deportiren lassen."

„Ja!“ sagte Trumps, dessen Zorn in ein neues Bett strömte, mit Flüchen über seinen alten Freund.

„Es wird Ihnen also nicht zuwider sein, wenn er auf ewig zum Schweigen gebracht werden könnte.“

„Natürlich nicht,“ sagte Sir Harrowby dreist.

Sie blickten einander länger als eine Minute schweigend an. Dann hörte man ein viermaliges Klopfen an der Thür und eine alte Frau trat ein.

„Der Mann, den Sie kennen, ist unten,“ sagte sie.

„Bringe ihn herauf,“ antwortete Benosa. „Sir Harrowby, treten Sie hier hinein, ich werde Sie nicht lange aufhalten.“ Und er führte den Baronet in die Bibliothek, in welche man, wie wir wissen, aus dem Parterrezimmer gelangte.

Als sich die Thür hinter ihm schloß, trat Blane in das Zimmer. Benosa winkte ihm, und der Spion trat zu seinem Herrn und sagte:

„Er ist immer noch in Cecil Street. Er ist heute mit den Pomeroy's im Park gewesen, wo er Sir Harrowby traf. Er scheint Erkundigungen angestellt zu haben — er scheint entschlossen, sich zu wehren.“

„Setzt er seine Aufmerksamkeiten gegen Miß Esk fort?“

„Ja, sie lieben einander.“

„Sie ist Gesellschafterin?“

„Ja, eine Waise, — eine Verwandte.“

„Und werden die Amerikaner lange hier bleiben?“

„Eine Zeitlang — und sie sehen sich nach einem Hause um.“

Benosa schwieg etwa drei Minuten lang; dann erhellte sich sein Gesicht dämonisch — seine bleichen Lippen bewegten sich und seine langen magern Finger wurden convulsivisch geballt.

Blane betrachtete ihn fragend. Selbst er würde zurückgebebt sein, wenn er den furchtbaren Plan gekannt hätte, welcher sich in Benosa's Gehirn gestaltete.

Endlich sagte Benosa:

„Die Pomeroy's sehen sich nach einem Hause um? Ist das Haus in Abingdon Street ausgebessert und neu möblirt?“

„Allerdings, wie Sie es befohlen haben.“

„Und sind die verborgene Thür am Flusse und die geheime Treppe, welche mein Vater für seine Schmuggelgeschäfte erbauen ließ, anwendbar?“

„Vollkommen.“

„Können Sie es so einrichten, daß die Pomeroy's das Haus nehmen?“

„Ich glaube dies zu können.“

„Gut, thun Sie es! Sie können gehen!“

Und Blane zog sich zurück. Hierauf ließ Benosa den Sir Harrowby wieder ein und winkte ihm auf seinen alten Sitz zurück.

„Ich habe Interesse an dem Leben der Mademoiselle Chateaurour."

Sir Harrowby starrte ihn an.

„Sie kennen sie," fuhr Benosa fort, „können Sie sie bewegen, ihr Leben versichern zu lassen?"

„Was wird sie dadurch gewinnen?"

„Den schönsten Diamantschmuck, den Sie in London finden können."

„Sie bezahlen natürlich die Prämie."

„Natürlich."

„Dann läßt es sich thun."

„Zu fünftausend Pfund. — Bei wenigstens drei Gesellschaften — fünftausend bei jeder. Die Policen sind an Clement Lorimer zu übertragen und die Versicherungen in dem Namen von Marion Esk zu bewerkstelligen."

Sir Harrowby Trumps war vor Verwunderung stumm.

„Sie werden dafür sorgen, daß es geschieht," sagte Benosa; „Ihr Pferd ist gefüttert worden, steigen Sie auf und reiten Sie fort."

Siebentes Kapitel.

Das Beiseitespiel des Drama's.

Hier machen die Erfordernisse der Geschichte die Einschiebung eines Kapitels nöthig, welches für mehrere von den Nebenzweigen unserer Erzählung bestimmt ist, und wobei man annehmen muß, daß ein Theil der Vorfälle, die wir jetzt erzählen, später als die Ereignisse des nächsten Kapitels statt gefunden haben, durch welche der ruhige Strom der Geschichte von Neuem fließen wird.

Sir Harrowby Trumps gehorchte den Instructionen Benosa's, wie ein böser Dämon den Befehlen eines gehaßten, aber mächtigen Zauberers.

Zuerst verständigte er sich mit Mademoiselle Chateauroux, indem er seine Angabe den ausführlichen

Instructionen gemäß einrichtete, die er von Benosa am Morgen des Montags nach seinem Gespräche mit Element Lorimer in Hyde Park erhalten hatte.

Die Tänzerin wurde durch den Vorschlag bedeutend verblüfft.

„Ventre Saint gris!“ schrie sie, „was kümmert mein Leben irgend eine andere Person? warum sollte ein Fremder wünschen, es zu versichern?“

„Eine Laune,“ rief Sir Harrowby, „nur die Laune eines alten Burschen, der mehr Geld als Verstand hat und der mich auffordert, Sie zu fragen, ob Sie Etwas dagegen hätten, ihm den Willen zu thun? Erinnern Sie sich an die Diamanten!“

„Ja, ich erinnere mich an die Diamanten,“ sagte Jene. „Die Versicherung wird ihm Vergnügen machen, und die Diamanten mir. Um sein Vergnügen kümmere ich mich nicht, aber mort de ma vie! um mein eigenes allerdings.“

Hierauf bestürmte Mademoiselle Chateauroux den Baronet mit Fragen und Vermuthungen über seinen Auftraggeber bei der Sache; aber sie gewann, wie man sich denken kann, durch ihre Fragen nur wenig. Sie stand zu wiederholten Malen auf dem Punkte, den Vorschlag unbedingt abzulehnen; aber ein rechtzeitiges Wort des Baronets brachte sie wieder auf andere Gedanken.

Der Baronet war über seine Negociationsfähigkeiten erstaunt; denn er vergaß, daß er ein einziges Argument vorzubringen hatte, und daß dieses leicht gegeben werden konnte, indem es nur in dem Worte „Diamanten" bestand.

Endlich gab daher die Tänzerin nach, fügte sich darein, daß die Sache unter einem falschen Namen abgemacht wurde, und versprach feierlich das tiefste Geheimniß. Nachdem sie dies versichert hatte, verabschiedete sich Harrowby.

Zwei Stunden nach seiner Entlassung erhielt Mademoiselle Chateauroux eine Karte mit einem ihr unbekannten Namen. Der Eigenthümer des Namens und der Karte nannte sich, als er vorgelassen wurde als den Londoner Agenten der italienischen Oper zu St. Petersburg und erklärte, daß er den Auftrag habe, der Mademoiselle Chateauroux ein Engagementsanerbieten zu machen, falls sie England binnen vierzehn Tagen verlassen könne. Er schloß damit, daß er der Tänzerin eine Anweisung auf einen Londoner Bankier als Handgeld des Rubelregens überreichte, welcher an den Ufern der Newa auf sie herabfallen würde.

Hierauf entfernte er sich und bat sie, im Laufe des Abends, ehe die ausländische Post abginge — ihre entscheidende Antwort zu geben.

Mademoiselle Chateauroux sann tief über die

Ereignisse des Abends nach, und entschied sich bald für das von ihr einzuschlagende Verfahren. Es war ihr im Laufe des Gesprächs mit Sir Harrowby mehr als ein Mal eingefallen, daß die Versicherung ihres Lebens mit mehreren bedeutenden Summen einem Unbekannten Interesse an ihrem Tode gab, und dieser Gedanke ließ ihre Wangen erbleichen.

Jetzt dachte sie jedoch, daß bei ihrer sofortigen Abreise nach einem entfernten Theile Europa's, ohne den Versicherungsgesellschaften davon Notiz zu geben, wodurch aller Wahrscheinlichkeit nach die Policen ungiltig würden, auch das Interesse an ihrem Tode, dessen Vorhandensein sie fürchtete, nothwendiger Weise erlöschen würde, während sie jedenfalls fern von dem Einflusse der Machinationen in London sei, die mit Sir Harrowby's Vorschlag in Verbindung stehen konnten.

Ihr Engagement mit Mr. Grogrum war beinahe zu Ende; die wenigen Tage, welche es noch zu laufen hatte, brauchten sie nicht zu verhindern, die mit dem St. Petersburger Anerbieten verknüpften Bedingungen zu erfüllen. Sie beschloß daher, dies Anerbieten anzunehmen.

Im Laufe des Nachmittags schrieb sie daher an die von ihrem Besucher zurückgelassene Adresse, indem sie förmlich das Engagement annahm und den

Betrag der von ihm empfangenen Anweisung quittirte. In derselben Nacht wurde die Nachricht von ihrem Engagement nach St. Petersburg geschickt, wobei der Agent der russischen Direction seinen Principal in einem vertraulichen Billet benachrichtigte, daß die Londoner Firma, welcher das Theater den Vorschuß schuldete, den es gemacht, um sich eines berühmten Tenors zu versichern, die Hälfte ihres Anspruchs an dem Tage aufgeben würde, wo Mademoiselle Chateauroux als erste Tänzerin auf den Bretern von St. Petersburg auftrete.

Unter diesen Umständen glaubte der Agent seine Instructionen nicht überschritten zu haben, indem er der erwähnten Dame, deren Ruf ein europäischer sei, und die jedenfalls eine Acquisition für das Theater sein würde, ein Engagement anbiete.

Die Folge wird zeigen, welche Gründe Benosa hatte, um Mademoiselle Chateauroux von dem Schauplatze seiner Operationen zu entfernen, sobald sie die ihr angewiesene Rolle in dem furchtbaren Drama gespielt haben würde, welches sein fieberisches Gehirn mit seinem ausersehenen Opfer aufzuführen beabsichtigte. —

Doctor Gumbey war die nächste Person, welche Sir Harrowby Trumps, seinen Instructionen gemäß, besuchte. Nach dem, was wir von der Praxis des Doctors kennen, zu welcher auch die Verpfändung seines Wor=

tes dafür gehörte, daß Personen krank seien, wenn sie gesund waren, können wir auch schließen, daß er keine besondern Umstände machte, seine Unterschrift zu einer Erklärung zu fügen, daß eine Person, deren Name in Blanco gelassen wurde, bei vollkommen befriedigender Gesundheit und völlig frei von allen acuten oder chronischen Krankheiten sei, die das Leben verkürzen könnten.

„Sie wollen wahrscheinlich Geld aufnehmen," sagte er, indem er die Feder hinwarf, nachdem er die nothwendige Unterschrift gegeben hatte. Sir Harrowby lächelte und murmelte ein paar unverständliche Worte über eine Form — nichts als eine Form.

Doctor Gumbey hatte zu viel Tact, um eine Frage zu wiederholen, welche Den, an den sie gerichtet war, in Verlegenheit setzte. Er lenkte das Gespräch daher auf etwas Anderes, und sagte, daß er wahrhaft erfreut gewesen sei, gestern den Sir Harrowby im Park auf dem Anscheine nach so freundschaftlichem Fuße mit seinem alten Genossen Lorimer zu sehen, welcher, wie er, der Doctor, gehört habe, bald wieder in der Gesellschaft erscheinen würde.

Der Baronet zuckte bei der Bemerkung zusammen, nahm das von Doctor Gumbey unterzeichnete Papier und entfernte sich mit einer kurzen Verbeugung, indem er jedoch eine Anweisung auf einen Bankier als Pflaster

für diejenigen Wunden zurückließ, welche der Doctor durch das eben ertheilte Certifikat seinem zarten Gewissen zugefügt haben mochte.

Sobald Gumbey allein war, warf er sich in seinen Lehnstuhl und versenkte sich in tiefe Gedanken.

„Da segelt Jemand in tiefem Wasser," dachte er. „Wer hätte sich aber einbilden können, daß Trumps mit einer diplomatischen Unterhandlung beauftragt würde, die ihre Entwickelung vor dem Kriminalgerichtshofe finden kann. Ich würde eher einen Bullenbeißer angewendet haben, um die Arbeit eines Wiesels zu verrichten. Ei, der dreifache Esel hat nicht einmal Verstand genug, um zu bemerken, daß ich die Formen aller meiner Unterschriften verändert habe und daß keine von ihnen genau diejenige ist, deren ich mich für gewöhnlich bediene. Der Mensch," fuhr der Doctor vor sich hinsprechend fort, „muß seinen Vortheil in dieser bösen Welt wahrnehmen."

Hierauf blickte er auf die Anweisung, welche er noch in seiner Hand hielt, faltete sie zusammen und steckte sie in seine Brieftasche.

„Wenn es zum Schlimmsten kommt," sprach er weiter, „so wird es für jeden Handschriftenkenner vollkommen klar sein, daß die Unterschrift, für welche ich diese hundert Pfund einstecke, nichts als eine gottlose und ungeschickte Fälschung ist."

Gerade acht Tage nach diesem Abend, d. h. am Abend des folgenden Montags fertigte ein jüdischer Notar, welcher in einer erbärmlichen Expedition in Whitechapel wohnte, gewisse legale Dokumente aus, mittelst welcher eine gewisse Marion Esk an Clement Lorimer drei Versicherungspolicen von je fünftausend Pfund für eine empfangene Entschädigung übertrug, während etwa eine Meile von ihm eines von den majestätischen Dampfschiffen der allgemeinen Dampfschifffahrtsgesellschaft die Themse hinabsegelte und die Person, zu deren Gunsten diese Policen wirklich, wenn auch nicht dem Namen nach ausgefertigt worden waren, hinwegtrug.

In der That war Mademoiselle Chateauroux auf dem Wege nach Hamburg, von wo sie sich nach der russischen Hauptstadt zu begeben gedachte.

Als Blane seinem Herrn sagte, daß er die Pomeroy's bewegen könne, das Haus in Abingdon Street zu nehmen, hatte er seine Fähigkeiten nicht überschätzt. Er wirkte natürlich durch die Vermittlungen des Ehemannes der Mrs. Ginnum, welcher die Instruction erhielt, seiner besseren Hälfte den Umstand mitzutheilen, daß, wenn sie Mrß. Pomeroy bewegen könne, ein gewisses Haus in Abingdon Street zu nehmen, welches der Besitzer gern schnell vermiethen möchte, nicht nur der

Miethzins mäßig sein, sondern sie selbst auch für ihre Dienste eine hinlängliche Vergütung erhalten würde.

Die Generalin machte sich demnach in Begleitung Mrß. Ginnum's in einem Phaëton auf den Weg, um das fragliche Haus zu besichtigen.

Es befand sich in einem ganz anderen Zustande als zu der Zeit, wo wir es früher gesehen haben. Es war von Außen wie von Innen einer vollständigen Erneuerung unterworfen worden. Weiße Vorhänge schimmerten durch die blitzenden Fenster und die einst kothbesprengten Thüren und der rostige Thürklopfer sahen so frisch und schön aus, wie sie die Kunst des Malers und des Schmiedes nur immer machen konnten. Im Innern waren die Verschönerungen noch größer. Die vergoldeten Karniese und die schweren hölzernen Vertäfelungen der Zimmer hatten immer noch etwas Ernsthaftes, Alterthümliches an sich, aber reiche Tapeten und ein Ueberfluß an schönen Möbeln im neuesten Geschmack benahmen dem Gebäude sein ganzes düsteres Aussehen.

Das Haus stand auf der Themseseite von Abingdon Street und hinter demselben zog sich ein kleiner Rasenplatz zwischen den Mauern und dem Wasser hin.

Mrß. Pomeroy war über das Aussehen aller Gegenstände darin entzückt und nicht weniger über die mäßige Miethe, zu welcher eine so wünschenswerthe

Wohnung erlangt werden konnte, und nachdem ein benachbarter Hausagent, welchem das Gebäude zur Vermiethung übertragen worden war, sich auf Anfordern eingestellt hatte, wurde der Handel abgeschlossen und den neuen Bewohnern die Schlüssel übergeben, worauf diese ein paar Tage später Besitz nahmen.

Miß Esk wurde in einem kleinen auf den Fluß gehenden Salon untergebracht und dieser ihr als Boudoir übergeben. Es war ein nicht großes, aber glänzend möblirtes Zimmer mit soliden Karniesen, die sich in geschnitztem Holz um die Wände zogen und massiven Eichenvertäfelungen, die, wenn man sie anschlug, einen tiefen, hohlen Schall gaben. Die Thür dieses Zimmers war sehr stark und kreuzweise mit Eisenbändern überzogen. Sie war so dick mit Oelfarbe und Firniß überstrichen, daß man die Solidität der Thür nur an ihrer Last, wenn sie geöffnet wurde, erkennen konnte. Der Miß Esk fiel ferner die ungeheure Dicke der Mauern in der Nähe der Fenster ihres Zimmers auf, welches in der linken Ecke des Hauses lag und unter dem ein niedriges Gebäude bis an den Wasserrand lief. Dieses Letztere schien zu dem Holzhofe zu gehören, der zur Linken an die Wohnung der Pomeroy's stieß, während auf der rechten Seite ein ähnliches kaufmännisches Etablissement lag.

Dies waren Details, von denen Miß Esk nur

sehr geringe Notiz nahm, aber es ist nothwendig, daß der Leser mit ihnen bekannt wird, und die Gründe davon werden sich in Kurzem zeigen. Wir müssen die Pomeroy's demnach als in ihrem neuen Hause installirt betrachten.

Lorimer behielt seine Wohnung in Cecil Street bei, war aber natürlich ein täglicher Besucher der Familie.

Die erste und zweite Nummer des „Flegel" erschien mit glänzendem Erfolg, indem Mr. Spifflers Pläne einmal ausnahmsweise goldene Früchte trugen. In der zweiten Nummer erschien folgender Artikel:

Die Wahrheit ist seltsamer als die Dichtung.

Man kann mit Zuversicht das Wiedererscheinen eines vor Kurzem noch in London und auf der Rennbahn berühmten Gentleman's erwarten. Es sollen Entdeckungen von einer äußerst merkwürdigen Natur in Bezug auf ein Wettrenn-Ereigniß, bei welchem ungeheure Summen die Hände gewechselt haben, nicht nur gemacht worden sein, sondern auch Aufschlüsse über gewisse räthselhafte Vorgänge ertheilen, über deren genauen Charakter wir noch keine Andeutungen geben wollen, die aber aller Wahrscheinlichkeit nach, wie man sich zuflüstert, den Advokaten reichliche Beschäftigung

geben und vielleicht zu dem Verzeichniß der Causes célèbres eine neue Nummer fügen werden.

Auf einem obscuren Londoner Kirchhofe befindet sich ein geheimnißvoller Grabstein, welcher blos einen einfachen Frauennamen trägt, mit dem die Welt über kurz oder lang bekannt werden wird.

Ein Baronet von Sportingreputation und hohen dramatischen Verbindungen soll nicht ohne Zusammenhang mit der Reihe von Ereignissen, auf welche wir uns beziehen, stehen, wiewohl es nicht genau bekannt ist, ob der vor Kurzem erfolgte plötzliche Rücktritt — wir hoffen, daß er nur vorübergehend sein wird — der Madame Lorton von dem Schauplatze ihrer Triumphe auf irgend eine Weise etwas mit der äußerst merkwürdigen und pikanten Angelegenheit zu thun hat, welche wir so glücklich sind zuerst dem wunderliebenden Theile des Publikums andeuten zu können.

„Da!“ sagte Mr. Spiffler, als er den obigen Artikel niederschrieb, welcher, wie man sehen wird, auf Umstände begründet war, die er theils sebst entdeckt, theils durch Owen Dombler von den Flicks erfahren hatte; „da! wir werden sehen, ob das nicht ungefähr dieselbe Wirkung hervorbringen wird wie ein Steinwurf in ein Hornissennest.“

Und in der That kam auch an dem Abend, wo der erwähnte Artikel erschien, Sir Harrowby Trumps in das Bureau des Flegels, fragte nach dem Redakteur und wurde in das Zimmer gewiesen, in welchem Cornelius O'Keene saß.

Achtes Kapitel.

Venosa webt das Netz.

Venosa war, wie sich unsere Leser erinnern werden, an einem Sonntag Nachmittag bis in sein Haus im Ostende verfolgt und die Komplicität zwischen ihm und Sir Harrowby Trumps deutlich durch den Umstand bewiesen worden, daß sich der Letztere unmittelbar nach der Scene mit Lorimer im Park zu dem Ersteren begeben hatte, wie um seinem Komplicen das Hinderniß ihres Planes mitzutheilen, welches aus der Macht Elements, dem Agenten, der zu seiner Vernichtung ausersehen worden, ein Bein zu stellen, hervorgegangen war.

Die Entdeckung Gill Dumple's wurde natürlich durch Richard Flick Lorimer mitgetheilt, welcher beschloß ein paar Tage verstreichen und den Verdacht, welcher bei seinem unbekannten Feinde etwa entstanden

sein könnte, verschwinden zu lassen und sich dann selbst in das alte Haus zu begeben, um der Person, die sein böser Genius zu sein schien, von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu treten.

Gill Dumple, der einen guten Kopf für Lokalitäten besaß, hatte Lorimer eine so genaue Beschreibung des Hauses gegeben, daß es ihm nicht schwer wurde, dasselbe zu finden. Er begab sich am Abend vor dem Tage, wo die Pomeroy's nach Abingdon Street ziehen wollten, dorthin; ehe er aber die Klingel an dem Thorwege zieht, müssen wir um eine Stunde zurückgehen und unsere Leser auffordern, mit in das Zimmer zu kommen, in welches Benosa nach dem im dritten Kapitel des Prologs erzählten Besuche Doctor Gumbey's ging.

Es war ein kleines Bibliothekzimmer, und in einer Ecke war ein schwerer eiserner Kasten in die Wand gelassen. Jetzt stand er offen und zeigte wie früher eine kleine innere Truhe, deren Thür zwischen zwei von den Abtheilungen des äußeren Behälters aufging. Der in dieser Geschichte bereits erwähnte schwere eisenbeschlagene Kasten lag auf dem Boden, und auf dem Tische war eine Masse von alterthümlich beschriebenen Papieren ausgebreitet. Ueber diese Papiere hatte sich Michael Benosa gebeugt. Neben ihm brannte eine Lampe, welche eine volle, helle Flamme ausströmen ließ, und auf dem kleinen benachbarten Tische waren chemische

Instrumente, Glasröhren und Retorten aufgestellt, während vor Benosa ein Löthrohr und Papiere mit Chemikalien lagen.

Benosa war in einen langen grauen Ueberwurf gekleidet, welcher die anscheinende Höhe seiner magern Gestalt vermehrte. In beiden Händen hielt er ein eng beschriebenes Pergament, auf welches seine glänzenden Augen starr geheftet waren. Ein paar Mal warf er dasselbe von sich und erfaßte seine Schläfe mit seinen großen zitternden Händen; dann begann er mit einer murmelnden Stimme, welche allmählig verklang, wieder zu lesen und endlich erhob er seine Augen vom Manuscripte und ließ einen düstern, aber bedeutungslosen Blick im Zimmer umhergleiten.

Plötzlich sprang er auf, stieß den Armstuhl, in welchem er gesessen hatte, heftig zurück und schritt schnell und laut schallend in dem kleinen Zimmer auf und ab.

„Ich kann nicht!“ rief er, „ich kann nicht — kann nicht — kann nicht! Mein Geist will meinem Willen nicht gehorchen, meine Gedanken schweifen umher und ich möchte ihnen folgen. O Bewegung — eine heftige, schnelle Bewegung! — Jetzt auf einem Pferde zu sitzen und es dahin jagen zu lassen — auf dem Schiffe zu sein, während der Sturm uns wie Schaumflocken über die Wellen triebe — irgendwo —

irgend etwas zu sein, nur nicht wo ich bin und was ich bin!“

Er sank wieder in den Stuhl zurück und verbarg sein Gesicht in den Händen; dann fuhr er ruhiger fort:

„Ich bin sehr schwach, wenn dieser Anfall über mich kommt! Wenn mein Gehirn nicht brennt wie jetzt, so ist mein Wille unbesiegbar, es herrscht mit einem eisernen Scepter; aber wenn mich einmal dieses seltsame Gefühl verfolgt, so werde ich sein Sklave. Ich möchte den Grund dieser periodischen Anfälle von Unfähigkeit zum Arbeiten oder zum Denken wissen.“

Nachdem er einige Minuten dagesessen hatte, schien er plötzlich eine mächtige Anstrengung zu machen, um die despotische Herrschaft über sich, mit welcher er prahlte, wieder zu erlangen; er zog seinen Stuhl an den Tisch, schraubte die Lampe in die Höhe, nahm das Pergament zur Hand und setzte seine Studien fort.

Wenige Augenblicke darauf murmelte er triumphirend:

„Ja, ich sehe, mein Geist gehorcht mir — ich verstehe was ich lese.“

Dann fing er an, wie um die Worte seinem Gedächtniß noch stärker einzuprägen, die von ihm gelesenen Sätze laut zu sprechen.

„Diese Stoffe,“ lautete das Dokument, „erzeugen, wenn sie in den angegebenen gehörigen Quantitäten

zusammengemischt werden, die Wirkung auf den menschlichen Körper, daß sie das genaue Aussehen des Todes hervorbringen. Das Athmen hört auf, der Puls bleibt stehen und der Körper wird kalt und starr. Ohne Zweifel brennt in den innern Tiefen des Körpers noch ein Lebensfunke, welcher nach einiger Zeit, wenn gehörige Sorgfalt angewendet wird, das Körpersystem von Neuem beseelt — aber das ist Anderen nicht bekannt, und wenn eine Person die Stoffe, von denen ich gesprochen habe, zu sich nimmt, so kann es wohl kommen, daß sie begraben wird und auf diese Weise endlich elend umkommt.

„Viele geschickte Chemiker behaupten, — ob es wahr ist, weiß ich nicht — daß während dieses falschen, scheinbaren Todes die Geistesfähigkeiten des Leidenden nicht sterben, sondern daß er Alles, was rund umher geschieht, mit verschiedenen Graden von Genauigkeit, die von der Konstitution des Nervensystems abhängen, bemerkt, wenn er auch vollkommen unfähig ist, durch Bewegungen oder Mienen das, was er wahrnimmt, auszudrücken.

„Für die Wahrheit dieses Umstandes bürge ich nicht; er ist mir jedoch von einem orientalischen Heiden, der in dergleichen Dingen viel Geschick besitzt, angegeben worden.“

Dieses seltsame Dokument war mit René unter=

zeichnet. Die Sprache, in welcher es geschrieben war und in welcher es Benosa las, war die Italienische.

Sobald er zu Ende war, murmelte er:

„Also eine künstliche Katalepsie. René sagt nicht, wann die Mittel in ihrer Wirkung aufhören werden; wahrscheinlich hängt das von der Kraft und Konstitution des ihrer Einwirkung unterworfenen Patienten ab. Es würde leicht sein, dieses Leben im Tode in wirklichen Tod zu verwandeln, aber nein, — es ist Blut genug vergossen worden — eine kurze Gefangenschaft wird meinen Zwecken vollkommen entsprechen. An dem Tage, wo er stirbt, ist sie frei, denn ich — ich — ich werde meinem Sohne folgen."

Er schwieg und nahm ein kleines Glasgefäß, in welchem ein feines graues Pulver lag, zur Hand.

„Da liegt ein Mittel, welches Kraft genug hat, um die ganze zerschmetternde Maschinerie des Gesetzes in Bewegung zu bringen; das das Schwert der Gerechtigkeit erheben wird, um für Mord zu bestrafen, während kein anderer Mord vorhanden ist, als der Todesstreich, den dieses Schwert führt."

Seine Stimme wurde lauter und lauter; auf seiner Stirn standen große Schweißtropfen, sein Gesicht röthete sich, er hielt sich fest an dem Stuhle, auf welchem er saß und endlich stieß er einige convulsivische

Athemzüge, jenes hysterische Gelächter aus, welches ein so furchtbares Symptom des Wahnsinns bildet.

Plötzlich vernahm er durch die Stille des Hauses ein lautes Geräusch in dem äußern Zimmer, welchem ein schneller Fußtritt folgte, und dann wurde krachend die Thür des Bibliothekzimmers aufgestoßen und Clement Lorimer sprang mitten in den Mondschein, welcher dasselbe erfüllte.

Benosa's Gestalt schien sich auszudehnen. Er hob die Hände über seinen Kopf empor, sein Gesicht glühte und dann stürzte der Greis mit einem gellenden, langen Geheul, bei welchem Lorimer die Gänsehaut überlief, wie ein Scheit Holz zu Boden.

Clement beugte sich unaussprechlich entsetzt über den Unglücklichen, hob ihn auf, setzte ihn sorgfältig in den Lehnstuhl, nahm das Tuch von seinem magern, abgezehrten Halse, wischte den kalten Schweiß von seiner Stirn und besprengte das noch verzerrte Gesicht mit Wasser. Dann wartete er schweigend auf die Zeichen des wiederkehrenden Lebens.

Es dauerte nicht lange, bis sie sich sichtbar machten. Allmählig verzog sich der dämonische Ausdruck von Benosa's Gesicht, und Lorimer blickte mit unnennbarer Theilnahme auf die abgemagerten, aber edeln und ntellektuellen Züge, auf denen er einen schwachen Abdruck ider seinen zu sehen glaubte.

Endlich öffnete der alte Mann die Augen; er schrack zusammen, als Lorimer seinen Blicken begegnete und strich sich mit den Händen über das Gesicht, als ob er sich zu erheben bemühe, wie und wann sein Gefährte erschienen sei.

Lorimer war der Erste, welcher sprach.

„Ich fürchte, Sie sind unwohl gewesen, Sir!“ sagte er.

„Unwohl!“ wiederholte Jener; „ja, ich bin unwohl gewesen. Was thut das? wir sind Alle mitunter unwohl.“

Dies wurde mit schlecht verhehlter Unruhe gesagt, während die scharfen Augen des Alten starr auf Lorimer geheftet waren. Sobald sich der Paroxysmus verzogen hatte, nahm Benosa's Gesicht in wunderbar kurzer Zeit seinen gewöhnlichen schlauen klugen Ausdruck wieder an.

„Wir sind Alle mitunter unwohl,“ wiederholte er.

„Aber,“ antwortete Lorimer, der nicht recht wußte, wie er das Gespräch fortsetzen sollte; „Sie scheinen allein und ohne Bedienung zu sein.“

„Ein weiser Mann,“ sagte Benosa, „ist selbst sein bester Diener — Sir, ich vermuthe, daß Sie zufällig vorübergegangen und von dem Geschrei, welches eines von den peinlichsten Symptomen meiner Krankheit bil-

det, herbeigelockt worden sind. Ich danke Ihnen, aber ich will Sie nicht länger aufhalten."

„Verzeihen Sie mir, wenn ich noch einen Augenblick bleibe," antwortete Jener; „haben wir einander nie getroffen?"

„Nein," sagte Benosa entschieden.

„Wissen Sie nicht, wer ich bin?" fragte Lorimer.

„Ich weiß es nicht," antwortete Jener.

Sie betrachteten einander scharf.

„Der große Stand zu Epsom am letzten Derbytage," sagte Clement Lorimer langsam und nachdrücklich.

Benosa schüttelte den Kopf und blickte fragend auf.

„Die gefälschte Anweisung des Jockeysohnes und Shiner und Maggs," fuhr Lorimer in demselben fragenden Tone fort.

Der Alte machte abermals ein verneinendes Zeichen und blieb unbeweglich wie eine Statue.

Lorimer war, als ob ihm der Boden unter den Füßen verschwände. Er versuchte es nochmals.

„Ein gewisser Sir Harrowby Trumps hat einen gewissen Clement Lorimer wegen einer großen Summe verklagt — die Klage ist niedergeschlagen worden — Sir Harrowby war am vergangenen Sonntag bei Ihnen."

Nochmals kein Zucken — nicht das geringste Zeichen des Erkennens oder Verständnisses.

Lorimer beschloß seine letzte Karte auszuspielen. Er trat näher zu dem noch im Stuhle liegenden Benosa und sagte langsam und mit dem größten Nachdruck, dessen er fähig war:

„Sie wissen weder etwas von diesen Dingen noch von einem Grabstein auf einem einsamen Kirchhofe unweit von hier, auf welchem nichts als der Name Trudchen eingehauen ist?“

Mit Ausnahme eines kaum bemerkbaren Blinzelns der Augenlider und eines Zuckens, welches über Benosa's Gesicht zog wie ein Windstoß über die glänzende Oberfläche eines tiefen, stillen Teiches, erregte die letzte Frage dem Anscheine nach eben so wenig Eindruck wie die anderen auf den alten Mann.

Es entstand eine lange Pause. Endlich sprach Benosa:

„Da ich jetzt durch mein Schweigen zu erkennen gegeben habe, daß die Dinge, von welchen Sie sprechen, mir unbekannt sind, so werden Sie vielleicht meinen Dank für die Dienste annehmen, die Sie einem alten armen Kranken geleistet haben. Sie werden anderwärts Geschäfte oder Unterhaltung suchen — ich bedarf der Ruhe.“

Und der Greis erhob sich, und machte seinem Besucher eine höfliche Verbeugung.

Lorimer war seltsam verwirrt. Sie blickten einan-

der auf einen Moment schweigend an. Hierauf rief Lorimer:

„Hören Sie mich nur auf einen Augenblick an. Meine Geschichte ist eine seltsame, ich habe keine Eltern — keinen Freund gekannt; mein ganzes Dasein ist ein Geheimniß für mich gewesen und ist es immer noch; ich habe fast grenzenlosen Reichthum gehabt — ich wußte nicht von wo er kam; im nächsten Augenblicke wurde ich in die Armuth hinab gestürzt — ich wußte nicht, von wo das kam. Jetzt glaube ich, daß ich mich in dem Netz eines schwarzen Complottes befinde, welches angesponnen worden ist, um mich zu zerschmettern. Sir, wenn Sie ein Gentleman, wenn Sie ein Vater sind und irgend etwas von dem wissen, was ich Ihnen sage, so sprechen Sie.“

Benosa's Lippen bewegten sich, aber zwischen ihnen drang nur ein unverständliches Murmeln hervor. Plötzlich erfaßte er Lorimers Hand, hob sie mit einer schnellen Bewegung an seine Lippen, küßte zu wiederholten Malen die Finger des erstaunten jungen Mannes, drückte sie an seine Wange und seine Brust, heftete einen Blick unaussprechlicher Zärtlichkeit auf ihn und zwei große Thränen rollten aus seinen blutunterlaufenen Augen über sein Gesicht herab.

So schauten sich die Beiden einander länger als eine Minute an, darauf wurden Benosa's Finger all-

mählig schlaffer, sein Gesicht nahm den gewohnten leidenschaftslosen Ausdruck an, die Thränen trockneten auf seiner Wange; er ließ Clements Hand los und stand wieder mit seinem eisigkalten Blicke und seinem kalten, verständigen Gesichte vor ihm.

„Genug,“ sagte er, „jetzt gehen Sie.“

„Sollen wir einander nicht wiedersehen?“ fragte Lorimer.

„Kommen Sie morgen zurück,“ antwortete Jener und winkte ungeduldig mit der Hand.

Lorimer zog sich langsam und mit immer noch auf den merkwürdigen Alten- gehefteten Augen zurück. Er durchschritt das Vorderzimmer, dessen Thür er aufgestoßen hatte, als er jenes entsetzliche Gelächter vernahm, und athmete bald wieder die frische Luft der Sommernacht.

Benosa sah ihm aus dem Fenster nach. Er stand einen Augenblick bewegungslos und in tiefe Gedanken versenkt da, dann schien ihn eine plötzliche Idee zu erfassen. Mit einer Schnelligkeit, die man kaum von seiner alten, geschwächten Gestalt erwarteh konnte, räumte er die Papiere und chemischen Utensilien in den Eisenkasten und verwahrte ihn auf jede Weise, welche zu seinem sichern Verschluß nothwendig war. Dann lüftete er einen staubigen Vorhang, welcher die eine Seite des Zimmers bedeckte, und es kam eine Nische zum Vor-

schein, in welcher eine Menge von Kleidern jeden Gesellschaftsgrades, die offenbar zu Verkleidungen bestimmt waren, hingen. Er wählte eines davon, und zwei bis drei Minuten darauf war das in dem Zimmer brennende Licht verlöscht und eine dunkle Gestalt, in der man den Besitzer des Hauses nicht erkennen konnte, glitt schnell aus demselben in das Gäßchen und wendete sich nach Westen.

Unterdessen wanderte Clement Lorimer langsam und immer noch in stürmischer Aufregung über das merkwürdige Gespräch, welches er so eben geführt hatte, dahin. Was konnte wohl daraus entstehen? — war der Alte, welchen er gesehen hatte, wirklich mit seinem Schicksale verknüpft? Wer konnte er sein? — welches Interesse konnte er an der Rolle, welche er spielte, haben? — Das Ganze wurde ihm um so unerklärlicher, je mehr er darüber nachdachte.

„Auf alle Fälle," meinte er, „hat er mir gesagt, daß ich morgen wieder kommen soll, und morgen werde ich gehen — aber nicht allein!"

Während diese Gedanken durch seinen Geist zogen, ging schnell eine in einen dunklen Mantel oder Ueberrock gehüllte Gestalt an ihm vorüber. Lorimer rief der Person nach, um zu erfahren, ob er den rechten Weg genommen habe; der Fremde begnügte sich damit, zu

nicken und vorwärts zu deuten. Im nächsten Augenblicke war er in der Dunkelheit verschwunden.

„Da geht ein Mann, welcher gut ausschreitet," dachte Lorimer, und dann schlug er sich die Sache aus dem Sinne. Die Glocke einer Kirche, an welcher er vorüberkam, schlug halb Zwölf; die Straßen waren so ziemlich verödet, aber die Wirthshäuser waren immer noch glänzend erhellt und ein Laden einer andern Art stand ebenfalls offen. Ueber der Thür schimmerte das grüne Licht, welches die Wohnung des Apothekers bezeichnet. Die Laden waren vorgesetzt, aber die Thür stand noch offen und neben ihr befand sich ein Mann, der, als Lorimer vorüberkam, rief:

„Sir, Sir, auf ein Wort."

Das Individuum, welches ihn anredete, war ein ältlicher Mann in abgetragenen zerrissenen Kleidern, ein fadenscheiniger alter Frack war hauptsächlich mit der freundschaftlichen Hilfe von Stecknadeln fest um seinen Leib gezogen und über ihm hing ein ebenfalls zerrissener Ueberrock locker von seinen Schultern. Sein Haar war lang, buschig und schwarz, und auf seinem Kopfe trug er einen alten Hut, welcher alle Haare verloren hatte, dennoch aber vom häufigen Bürsten glänzte.

Lorimers erste Idee war die, daß der Mann ein Almosen verlange. Er steckte die Hand in seine Tasche.

„Nein, nein, Sir," sagte der Fremde hastig; „das nicht — so weit ist es noch nicht gekommen."

„Nun, lieber Mann," sagte Lorimer, „was kann ich für Sie thun?"

„Ich glaube, daß Sie ein Gentleman sind," antwortete der Unbekannte; „das ist der Grund, weshalb ich Sie angeredet habe. Ich bin einst selbst ein Gentleman gewesen."

„Sie haben mich wahrscheinlich nicht deshalb angehalten, um mir das zu sagen," erwiderte Lorimer.

„Verzeihen Sie mir," entgegnete Jener, „ich habe Sie angehalten, um zu fragen, ob Sie mir einen kleinen Dienst leisten wollen."

„Nun, so sprechen Sie!" rief Lorimer; „was ist es?"

„Sie werden mich für einen Lügner oder einen Narren halten," entgegnete Jener; „ich bin Keines von Beidem. Was ich Ihnen sagen werde, ist wahr. Ich bin ein freundloser, verstoßener Mann. Es gibt nur ein einziges Geschöpf, welches mich liebt, und dieses liegt so eben im Sterben."

„Was meinen Sie?" fragte Lorimer.

„Es ist ein Hund, Sir," antwortete der Alte mit schwankender Stimme; „das arme Thier krümmt sich in Todespein auf meinem Bette — es ist ein Werk der Barmherzigkeit, ihm von seinen Schmerzen zu hel-

fen. Das arme Thier ist seit Jahren mein Freund gewesen. Ich kann es nicht in seiner langen, langen Qual sehen."

Er sprach im Tone eines so wahren Gefühls, daß Lorimer unwillkürlich bewegt wurde. Er folgte dem Blicke des Fremden nach der Apotheke und errieth, was Jener sagen wollte.

„Sie möchten also ein Gift für das arme Geschöpf haben?"

„Ein schmerzloses Gift," sagte der alte Mann.

Lorimers Hand griff abermals nach seiner Tasche.

„Nein, nein!" unterbrach ihn Jener; „ich verlange nicht, daß Sie mir es geben, sondern daß Sie mir es kaufen sollen," und er hielt ihm Geld hin.

„Es für Sie kaufen!" rief Lorimer im größten Erstaunen; „warum kaufen Sie es nicht selbst?"

„Sehen Sie mich an," sagte Jener demüthig; „würde man nicht denken, daß es für mich selbst wäre?"

Lorimer konnte sich nicht enthalten, in seinem Innern zu gestehen, daß der Apotheker leicht einen solchen Verdacht haben könne.

„Sir," fuhr der Fremde fort, „man würde weder meine Gefühle verstehen, noch meinen Worten glauben; man würde mir sagen, daß ich meinen Köder nach Muße sterben lassen solle. Sie sind ein Gentleman, Sie können sich meine Beweggründe vorstellen, — Sie

können sie ermessen — nicht wahr, Sie werden mir diesen Dienst erweisen? Man wird das Gift einem Manne von Ihrem Aeußern nicht abschlagen.“

Lorimer zauderte noch immer.

„Sie können nicht denken,“ sagte der Andere, „daß ich das Gift selbst zu nehmen beabsichtige. Gott helfe mir; wenn ich das Leben von mir werfen möchte, welches, wenn es auch oft schwer wird, für mich dennoch seine Süßigkeiten hat, so fließt kaum eine Meile von uns die kalte schwarze Themse, die so manchen Verstoßenen wie mich aufgenommen hat. Aber ich bin noch nicht hoffnungslos, und dann habe ich eine Laune — vielleicht eine kindische Laune — aber ich möchte meinen armen alten, treuen Hund begraben.“

Lorimer zauderte nicht länger; er trat in den Laden, verlangte unter Anwendung des wissenschaftlichen Ausdrucks eine kleine Quantität des stärksten bekannten Giftes und erhielt in einem kleinen gutverschlossenen Fläschchen einige Tropfen einer farblosen Flüssigkeit.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen!“ sagte der Fremde, als ihm Clement die Flüssigkeit gab; „mein armer alter Hund wird jetzt bald seine Schmerzen überstanden haben.“

Mit diesen Worten wendete er sich plötzlich ab und verschwand im Dunkel eines schmalen Gäßchens.

Lorimer, der auf diese Bewegung nicht vorbereitet

gewesen war, rief ihm nach, stehen zu bleiben, aber seine Aufforderung blieb unbeachtet. Er eilte unter Selbstvorwürfen wegen der vorschnellen Bereitwilligkeit, womit er dem gefährlichen Ansuchen entsprochen hatte, dem Unbekannten nach. Einige Minuten überzeugten ihn jedoch, daß jede Verfolgung vergeblich sein würde.

„Welch ein einfältiger, gefälliger Thor ich gewesen bin!“ dachte er; „ich habe vielleicht, ohne es zu wollen, die Pläne eines Mörders unterstützt. Die Geschichte mit dem Hunde — ist am Ende nur eine Lüge gewesen! Wie habe ich nur so schwach, so übereilt sein können!“

Er konnte jedoch jetzt nichts weiter thun, als seinen Heimweg fortsetzen. Lange ehe er nach Cecil Street kam, trat Benosa wieder mit demselben schnellen Schritt, womit er es verlassen hatte, in sein Haus, zündete die Lampe in der Bibliothek von Neuem an, riß eine große schwarze Perrücke vom Kopfe, warf einen zerrissenen Anzug bei Seite, stellte ein kleines Fläschchen mit einer farblosen Flüssigkeit auf den Tisch und murmelte:

„So! eines von den Gliedern in der Beweiskette ist fertig!“

An den drei folgenden Tagen suchte Lorimer das alte Haus in dem Gäßchen wieder auf, aber es war verschlossen und verlassen.

Neuntes Kapitel.

Das Allerheiligste der Redaktion.

Als Sir Harrowby Trumps in die Expedition des Flegels kam und dem Redakteur seine Karte hinauf sendete, waren Mr. Spiffler und Mr. Con O'Keene damit beschäftigt, in dem Allerheiligstens zu speisen, wo die Leitartikel oder wie sie ihre Fertiger zu nennen beliebten, die Schläge des Flegels, fabricirt wurden.

Dieses System, in der Expedition zu Mittag zu speisen, wurde von Mr. Spiffler deshalb befolgt, weil es den Nachbarn, welche das Speisebret aus dem nahen Wirthshause herein bringen sahen, eine hohe Idee von der ungeheuern Anstrengung der bei dem Flegel Angestellten gab, indem diese außer Stande zu sein schienen, den Schauplatz ihrer Arbeiten selbst zu einer so wichtigen Operation, wie die des Dinirens war, zu

verlassen. Das Speisebret stand auf einem Chaos von geöffneten und zerknitterten Zeitungen, Briefen und Blättern, die mit der vollkommensten Verachtung der Methode und Ordnung auf einem großen mit grünem Tuche überzogenen Tische zusammen gehäuft waren.

Mr. Spiffler und Mr. O'Keene, der wirkliche und der Duellredakteur, beschäftigten sich mit ihren drei Koteletts, als Gil Dumple in seiner papiernen Mütze und in Hemdärmeln die Karte des Sir Harrowby Trumps heraufbrachte. Nachdem die beiden Herren dem jugendlichen Buchdrucker befohlen hatten, sich zurückzuziehen und sich eine kurze Zeit auf der Treppe zu unterhalten, welche er dazu verwendete, über das Geländer nach einer unten brennenden Gasflamme zu spucken, besprachen sie schnell in Flüsterworten die Art, auf welche der Besucher empfangen werden müsse.

„Er ist wegen Ihres Artikels gekommen — das ist nicht zu bezweifeln,“ rief Mr. O'Keene, „Hurrah, Pulver und Blei! oder ein Verleumdungsprozeß — beide werden dem Journal Nutzen bringen. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß wir noch Lärm in der Welt machen würden?“

„Still! seien Sie kein Narr!“ sagte der Redakteur; „wir sind unserer Sache nicht sicher genug, um eine starke Position zu nehmen. Der Artikel war nur ein Fühler; wir müssen uns von Umständen leiten las-

sen — er muß heraufkommen; Sie werden am besten thun, mit ihm zu sprechen. Ich werde in dem anstoßenden Zimmer sein und im Fall der Noth augenblicklich zu Ihnen kommen."

„Wird es nicht am besten sein, wenn ich das Gespräch damit beginne, daß ich ihm die Reitpeitsche zu kosten gebe?" fragte O'Keene; „es würde die Sache gleich zum Ausschlag bringen."

„Die Reitpeitsche! Dummes Zeug!" sagte Jener; „hören Sie mich an. Hier sind Ihre Instruktionen in drei Worten: Geben Sie nichts zu! — Leugnen Sie nichts! — Versprechen Sie nichts! — Thun Sie, als ob Sie am meisten wüßten, wenn Sie am wenigsten wissen — thun Sie, als ob Sie am wenigsten sagen wollten, während Sie am meisten sagen könnten, und vor Allem vergessen Sie nicht, daß eine Zeitung einem Souverain gleicht. — Wir können kein Unrecht thun."

Im nächsten Augenblicke verschwand Mr. Spiffler in das Nebenzimmer, und im darauf folgenden trat Sie Harrowby Trumps ein.

Mr. O'Keene empfing ihn mit der gehörigen Redakteurwürde, nachdem er eine Nummer des Journal des Débats über die Reste des Mahles geworfen hatte, weil es, wie er gegen sich selbst bemerkte, unnütz sei, das Publikum wissen zu lassen, daß die mystischen „Wir"

gemeinschaftlich Hammelskotelettes verzehrten und gemeines Bier tranken und um überdies den Sir Harrowby bemerken zu lassen, daß der Flegel keine gewöhnliche Waare, sondern in der ausländischen sowohl wie in der heinischen Politik ein aufgeklärtes Organ sei.

Sir Harrowby sah keineswegs ruhig aus, als er den Stuhl, auf welchen O'Keene deutete, annahm. Wenn er allein und für sich selbst gehandelt hätte, so würde er ohne Zweifel das Eis damit gebrochen haben, daß er an dem Herausgeber die Operation vollzog, welche Mr. O'Keene gegen seinen Besucher hatte unternehmen wollen; aber Sir Harrowby Trumps hatte seine Instruktionen von Benosa in der Tasche und wir brauchen nicht zu sagen, daß der Renommist von seinem unbarmherzigen Herrn so vollkommen gezähmt worden war, wie nur je ein bissiger Hund durch die Peitsche des Dressirers.

„Sie sind der Redakteur!“ sagte der Baronet kurz.

Mr. O'Keene antwortete, daß er die Ehre habe, dieses bescheidene Individuum zu sein. Sir Harrowby griff in die Tasche und zog ein zerknittertes Exemplar der letzten Wochennummer des Flegel heraus.

„Sie sind also für Alles, was hierin steht, verantwortlich!“

„Gerant responsible!“ antwortete Mr. O'Keene,

wie es auf dem vor ihm liegenden französischen Journal stand.

„Hier steht ein Artikel über mich und eine Menge von andern Dingen,“ sprach Jener; „was wollen Sie damit sagen?“

Mr. O'Keene nahm die Zeitung, welche ihm der Baronet hinreichte und that, als ob er lange nach dem fraglichen Artikel suche.

„Er steht unter der Ueberschrieft: Die Wahrheit ist seltsamer als die Dichtung!“ sagte Sir Harrowby ungeduldig.

„Ach ja, jetzt erinnre ich mich,“ entgegnete Mr. O'Keene; „nun, Sir, und was ist es mit diesem Artikel?“

„Ich komme, um Sie das zu fragen — was wollen Sie damit sagen? was soll es bedeuten?“

„Sir Harrowby Trumps,“ sagte der Irländer, „ich bin ein Gentleman; als solcher bin ich von einem Privatlehrer in Carrignahoolan, dem Schlosse meines Vaters, im Lesen unterrichtet worden. Als englischer Gentleman erlaube ich mir, anzunehmen, daß Sie ebenfalls nicht ganz ohne Erziehung sind. Wenn Sie daher zu wissen wünschen, was der Artikel bedeutet, so möchte ich Ihnen vorschlagen, ihn zu lesen.“

Sir Harrowby's Wange röthete sich.

„Hören Sie, machen Sie mir keinen Unsinn!“ rief er.

„Unsinn!“ rief O'Keene aufspringend, „wenn Sie das Buchstabiren lernen wollen, so habe ich ein ABCbuch in jenem Kasten, das Ihnen vollkommen zu Diensten steht.“

Hiermit deutete Mr. O'Keene auf einen langen mit Messing beschlagenen Mahagonykasten, welcher in einer Ecke des Zimmers stand. Als er dies that, trafen seine Augen jedoch auf die Erscheinung Mr. Spifflers, welcher hinter dem Rücken des Baronets eine heftige Pantomime machte, um der Kampflust seines Freundes Einhalt zu thun.

Sir Harrowby hatte sich unwillkürlich erhoben, als O'Keene auf den Kasten deutete, aber er wurde ebenfalls von den positiven Instruktionen Benosa's, die Sache mit so geringem Aufsehen als möglich abzumachen, zurückgehalten, und Beide sanken daher wieder auf ihre Stühle und starrten einander wüthend an.

„Sie sind sehr schnell mit den Pistolen bei der Hand,“ sagte Trumps mit einem etwas spöttischen Lächeln, denn er ahnte natürlich nichts von der Ursache, welche den aufsteigenden Zorn des Irländers so schnell unterdrückt hatte.

„Es gibt zwischen Coloraine und Kap Clear keinen schnelleren,“ erwiderte der Milesier augenblicklich.

„Nun, nun," sagte Sir Harrowby, „wir wollen vom Duelliren sprechen, wenn wir mit den Geschäften fertig sind. Ich frage Sie nochmals nach jenem Artikel."

„Nun, was wollen Sie mit dem Artikel? Natürlich ist er wahr, wenn es das ist, was Sie zu wissen wünschen."

„Aber wie soll er „natürlich" wahr sein?" fragte Sir Harrowby.

„Weil er im Flegel gedruckt ist," antwortete Mr. O'Keene nachdrücklich.

„Nun, das kann nicht so abgehen," sagte Trumps; „Sie sagen hier, daß ich mit einigen verdammt geheimnißvollen Ereignissen in Verbindung stehe. Was sind das für Ereignisse? — was wissen Sie davon? — wie stehe ich damit in Verbindung? — wer erlaubt Ihnen, von mir oder meiner Frau oder sonst etwas in Ihrer Zeitung zu sprechen? He!"

Mr. O'Keene war im Begriff, ihm eine trotzige Antwort zu geben und das unbedingte Recht des Flegels, Alles, was er will, über Jeden, wer es auch sei, zu sagen, in Anspruch zu nehmen, als die warnende Geberde des ängstlich aus dem andern Zimmer spähenden Mr. Spiffler ihn davon zurückhielt. Er nahm daher eine Miene voll unaussprechlicher Ueberlegenheit an, schwang sich behaglich in seinen Stuhl zu-

rück, und spielte mit einer Scheere, die an einer Stahlkette vom Pulte herabhing.

„Ach — so! — ja! — sehr gut! sehr gut, Sir Harrowby; ganz recht von Ihnen, mich auspumpen zu wollen; aber es geht nicht, mein lieber Junge — es geht ganz und gar nicht.“

„Sie geben also vor, daß Sie Alles wissen?“

„Alles, mein Junge, Alles!“ antwortete Mr. O'Keene den Instruktionen des Mr. Spiffler gemäß, indem er seiner Behauptung dadurch Nachdruck verlieh, daß er seine Finger an seine Nase legte.

„Da liegt ein Geheimniß zu Grunde!“ dachte Spiffler, „er würde nicht so ruhig sein, wenn es nicht so wäre. Er fürchtet uns — der Flegel ist ein Glück!“

Sir Harrowby rückte unbehaglich auf seinem Stuhle umher. Benosa hatte ein furchtbares Versehen begangen, als er einen solchen Emissar absendete.

O'Keene fuhr fort:

„Das letzte Derbyrennen — merkwürdige Geschichte, nicht wahr, Sir Harrowby? — Ja, der Rennplan ist ein kurioser Platz — aber es gibt noch kuriosere Plätze. Es gibt dort Geheimnisse, aber auch auf dem Kirchhofe. — Nicht wahr — auf dem Kirchhofe!“ —

Er blickte auf Spiffler und fuhr, da er sah, daß dieser nickte, nachdrücklich und bedächtig fort:

„Geheimnisse zwischen Jockey's und Eigenthümer — zwischen Vater und Sohn — Geheimnisse zwischen Männern und Frauen."

Sir Harrowby sprang auf, stieß eine laute Verwünschung aus und schüttelte dem Irländer seine Faust vor dem Gesicht.

Der Letztere erwiderte diese friedfertige Demonstration jedoch augenblicklich und Mr. Spiffler rieb sich die Hände, indem er sich zuflüsterte, daß die Intrigue sich verwickele, daß ein großes Wild aufgejagt worden sei, und daß der Flegel sicherlich dabei sein werde, wenn die Jagd ihr Ende erreiche.

Ein kurzes Nachdenken schien jedoch Trumps das Gefühl zu geben, daß er Alles verliere, wenn er seine Kaltblütigkeit einbüße. Er winkte daher Mr. O'Keene, sich wieder auf seinen Stuhl zu verfügen und gab ihm selbst das Beispiel dazu.

„Ei," sagte Sir Harrowby mit dumpfer, bedrückter Stimme, „wir sind Weltmänner und solche können einander verstehen. Das Renommiren nutzt nichts. Wir wollen sehen, ob wir nicht mit einander in's Reine kommen können. Wie wäre es, wenn Sie zugäben, daß der Artikel eine Mystification gewesen sei?"

„Ich gebe nichts zu," lautete die entmuthigende Antwort.

„Aber zum Teufel, ein Jeder kann einmal Unrecht haben,“ drängte Sir Harrowby Trumps.

„Wir haben nicht Unrecht,“ sagte O'Keene.

„Welchen Gebrauch gedenken Sie denn von dem — dem verwünschten Geschwätz, welches Sie gedruckt haben, zu machen?“

Mr. O'Keene lächelte mit so freundlicher Miene, daß sie des Doctors Gumbey würdig gewesen wäre. Dieses Lächeln enthielt eine wahre Bibliothek von Bedeutung. Es verkündete die außerordentliche Kenntniß, welche der Lächelnde besaß, die wunderbaren Resultate, welche diese gehörig angewendet geben würde, und deutete auf das Leiseste die Macht — die unbedingte Macht des Redacteurs des Flegels an, entweder die Welt mit Nachrichten in Erstaunen zu setzen oder sie einer ewigen Vergessenheit zu überliefern und so alle Betheiligten von dem über ihnen schwebenden Verderben zu erlösen.

Obgleich Sir Harrowby die ungeschriebene und ungesprochene Sprache nicht besonders gut lesen konnte, schien er wenigstens theilweise doch Mr. O'Keene's stummes Andeutungsbudget zu begreifen, denn er näherte sich und sagte in einem Flüstertone:

„Natürlich ist in diesen Dingen der beste Weg der kürzeste — Wieviel?“

Diese Frage schien den verantwortlichen Redacteur

zu überraschen, denn er gab keine Antwort und blickte unruhig nach Spiffler, auf dessen Gesicht sich ein tiefer Schatten von Verlegenheit und Verblüfftheit lagerte. Unterdessen zog Sir Harrowby Trumps eine Brieftasche heraus, welche er öffnete und aus der er mehrere Anweisungen nahm.

„Setzen Sie in Ihre nächste Nummer ein paar Worte, daß Sie sich geirrt hätten — drei Worte werden genügen — und nehmen Sie diese Anweisung auf —“ er flüsterte den Betrag.

Mr. Spiffler machte eine begierige Bewegung, welche andeutete, daß er Auskunft über den geflüsterten Punkt wünsche, und O'Keene hielt, nachdem es ihm gelungen war, auf einen Augenblick der Beachtung des Baronets zu entgehen, fünf Finger in die Höhe und machte darauf mit dem Ende einer Feder zwei Kreise in der Luft.

„Nun,“ sagte Sir Harrowby, „was meinen Sie?“

O'Keene warf einen zweifelhaften Blick über die Schulter des Baronets auf seinen Prinzipal, aber in der verlegenen Miene und den niedergeschlagenen Augen Mr. Spifflers war keine Auskunft zu lesen. Er schaute daher auf die Anweisung und dann auf Trumps und murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin. Der Baronet schien auf dieses Zaudern völlig vorberei=

tet zu sein, und ein Hülfsmittel bei der Hand zu haben.

Er zog ohne Weiteres den kostbaren Papierstreifen, welcher auf dem Pulte lag, zurück und legte statt dessen einen anderen hin. Als O'Keene darauf blickte, erhob er seine Augenbrauen ein wenig und beantwortete sogleich die eifrige pantomimische Frage Spifflers durch das Erheben eines Fingers und das darauf folgende Zeichnen von drei luftigen Nullen mit der Feder.

Diese Antwort schien Mr. Spiffler sogleich zur Entscheidung zu bringen, wenn auch nicht in der Art, auf welche O'Keene gewartet hatte. Der Redacteur schüttelte entschieden den Kopf, deutete auf Trumps und dann auf die Thür und begleitete die Bewegung mit den heftigen Mundverzerrungen, womit man sichtbar anstatt hörbar zu sprechen versucht, so daß O'Keene richtig vermuthete, daß sein Principal sich gegen das Annehmen irgend einer Bestechung entschieden habe, und der Conferenz so bald als möglich ein Ende gemacht zu sehen wünsche.

Trumps hatte die ganze Zeit discret nach dem Fenster geblickt, um seinen Gefährten ohne Hinderniß die Sache überlegen zu lassen. Con hielt, während er mit Spiffler telegraphirte, die Anweisung in der Hand, schaute mit funkelnden Augen auf jede ihrer Goldbuchstaben und rieb sich zwischen den Fingern, als ob das

dünne Papier ein für den Tastsinn sehr angenehmer, prächtiger Sammt wäre.

Dies dauerte noch fort, nachdem er Spiffler's Instructionen vollständig begriffen hatte. Die Finger des armen Con schienen unfähig zu sein, sich von dem magischen Papiere zu trennen; welche Genüsse lagen nicht in diesem kleinen verwandelten Lumpenstück! — welche Tage der Freude und Nächte der Gelage! Wie sich die Seele des armen Burschen darnach sehnte, das Stück Papier zu erfassen und es an sein Herz zu drücken.

Aber das Schicksal und Mr. Spiffler hatten es anders beschlossen. O'Keene überwand sich und warf die Anweisung heftig in Sir Harrowby's Schooß.

„Da! —" schrie er, „nehmen Sie Ihr Zeug zurück und denken Sie nicht, daß Sie mich oder einen andern ehrlichen Mann bestechen können, um ihn zu verhindern, seine Pflichten gegen die Gesellschaft zu erfüllen."

Sir Harrowby starrte ihn mit großen Augen an. Er konnte wohl begreifen, daß eine Bestechung zurückgewiesen wurde, weil sie zu gering war; aber die Idee, daß sie zurückgewiesen werden könne, weil sie eine Bestechung war, wie Mr. O'Keene's Worte anzudeuten schienen, war ein Phänomen, welches selbst die Organisation seiner Natur kaum begreifen konnte. Er

hatte sich von Anfang an auf dieses letzte Hilfsmittel verlassen, und da die Feder, welche die Maschine treiben sollte, zerbrochen war, wußte er nichts weiter zu sagen. Er starrte O'Keene daher einen Augenblick an, nahm die Anweisung, legte sie wieder in seine Brieftasche, murmelte darauf, daß er den Herrn, von welchem er beauftragt sei, benachrichtigen wolle und erhob sich zum Gehen.

Mr. O'Keene begleitete ihn ceremoniös bis an die Thür.

„Sie wollen also Ihr Zeug weiter drucken?" sagte der in seinen Hoffnungen getäuschte Emissair mürrisch.

Mr. O'Keene antwortete mit einem zweiten Lord-Burleigh-Lächeln und Sir Harrowby Trumps stieg die Treppe hinab, indem er sich so unbehaglich fühlte, wie es sich bei Leuten, die in einer zarten und gefährlichen Sendung nicht mit fliegenden Fahnen zurückkehren, der Fall zu sein pflegt.

„Sie werden vielleicht mehr von der Sache hören," sagte er, indem er die alte knarrende Treppe hinabstieg.

„Es wird mir stets Vergnügen machen, mit einem Gentleman von Sir Harrowby Trumps' Ansehen oder mit irgend einem von seinen Freunden zusammenzutreffen," antwortete der Irländer.

Und damit schieden sie.

Als O'Keene in das Allerheiligste zurückkehrte, schrieb Spiffler darin bereits mit großer Schnelligkeit.

„Mein lieber Junge," rief er in das Zimmer springend, „haben Sie mich auch wirklich verstanden? es waren **1000** Pfund — volle **1000** Pfund! — ich habe noch Niemand so viel und mit so großer Kaltblütigkeit weggeben sehen — noch niemals!"

„Pst!" sagte Spiffler ernsthaft, „lassen Sie Niemand Etwas davon erfahren. Wer nichts wagt, gewinnt Nichts. — Ein Geheimniß, das für die Gegner tausend Pfund werth ist, kann für uns gut fünftausend Pfund werth sein, wenn wir nur unsere Karte gut zu spielen wissen."

„Ja, aber wir kennen das Geheimniß nicht."

„Wir haben den Schlüssel dazu, Mann — wir haben den Schlüssel," sagte Spiffler, welcher erhitzt und aufgeregt aussah. „Solche Dinge prüfen den Geist eines Mannes. Hier ist eine solche Gelegenheit; es wird unsere eigene Schuld sein, wenn der Flegel jetzt nicht für uns Alle zu einer Goldgrube wird."

Seine Feder kam während seiner Worte nicht zur Ruhe, und Con lehnte sich über seine Schulter und las Folgendes:

„Die Wahrheit ist seltsamer als die Dichtung."

„Unter dieser Rubrik deuteten wir vergangene Woche auf geheime Vorgänge von einer Natur an, welche denselben wahrscheinlich eine europäische Berühmtheit verschaffen werden. Diese Vorgänge sind außerordentlicher, als selbst wir bei Dem, was wir wußten, anzudeuten wagten. Auch jetzt können wir uns noch nicht aussprechen; wir versichern nur dem Publikum, daß „außerordentlich“ das einzige, wenn auch günstigste Beiwort ist, welches die fraglichen Vorgänge wahrscheinlich empfangen werden.

„Was uns betrifft, so sind uns die ungeheuersten Bestechungen angeboten worden, um unser Schweigen zu erkaufen. Wir halten es für unsere Pflicht, die Thatsache allgemein zu verkünden, und damit das ganze Publikum wissen möge, daß es eine Thatsache, und nicht eine Fiction ist, so geben wir hiermit an, daß das Individuum, welches uns in unserm Redactionslocale Geld angeboten hat, um unsere Pflichten gegen das Publikum zu verrathen, der Baronet Sir Harrowby Trumps war.

„In ein paar Wochen werden wir ein Gewebe von Verbrechen enthüllt haben, über welches die Gesellschaft schaudern muß.“

„Gehen — gehen Sie nicht etwas zu weit,“ deutete O'Keene an, dessen Muth mehr von physischer als moralischer Natur war.

„Nicht im Geringsten. Wir haben die Scheide hinweggeworfen und dürfen nicht zurückschauen. In einem Monat wird der Flegel entweder berühmt oder gefallen sein.“

— Und in der That hatte, ehe noch der Artikel das Licht sah, der schnelle Gang der Ereignisse einen Vorfall herbei geführt, welcher in Verbindung mit der geheimnißvollen Ankündigung des Journalisten dem Flegel eine Verbreitung verschaffte, von der seine Eigenthümer electrisirt wurden; die Expedition war von begierigen Käufern gedrückt voll, ungeheure Anschlagezettel waren von Menschenmengen umgeben, Mr. Jorvey saß an der Kasse und war glücklich, während der Redacteur und seine Collegen triumphirend in einem Hotel des Westend zechten.

Das Ereigniß, von welchem wir sprechen, muß jedoch auf das nächste Kapitel verspart werden.

Zehntes Kapitel.

Die Fliege im Netze.

Wir müssen uns in das kleine Zimmer im Hause in Abingdon Street begeben, welches, wie wir erwähnt haben, für Miß Esk ausschließlich bestimmt war. Gegenwärtig befanden sich der General, seine majestätische Gemahlin und ihre kleine Gesellschafterin hier. Der Abend brach herein, während man aus den Desserttrümmern auf dem Tische schließen konnte, daß Miß Esk's Zimmer im Hause so beliebt war, daß die Potentaten der benachbarten Gemächer kein Bedenken trugen, in ihr Gebiet einzufallen, so daß sie sogar in ihrem kleinem Königreiche speis'ten.

Beim gegenwärtigen Anlaß staken sowohl der

General, wie Mrß. Pomeroy in einem prächtigen Abendcostume. Nur Miß Esk war einfach für's Haus gekleidet, während die andern Beiden offenbar ein großes Unternehmen vorhatten.

„Nur noch zehn Minuten bis acht, und noch kein Wort von Mr. Lorimer? Er hat versprochen, halb acht Uhr hier zu sein," sagte Mrß. Pomeroy, indem sie ihre Uhr zu Rathe zog.

„Es muß ihn etwas ganz Besonderes abgehalten haben," sagte Miß Esk über ihre Arbeit gebeugt.

Der General schlürfte langsam die letzten Champagnertropfen aus einem langen Glase und schob es mit einem Seufzer hinweg.

Es ist erstaunlich, wie die Amerikaner zu jeder Stunde Champagner trinken können. — Das Lieblingsdiner eines vor Kurzem gestorbenen Gentlemans bestand aus Brot, Käse und Champagner. Die transatlantischen Epikuräer zeigen einen ähnlichen Geschmack — wenigstens was die Flüssigkeit betrifft.

„Ah," sagte der General Pomeroy, „ich glaube, daß er die Zeit besser eingehalten haben würde, wenn Sie mit uns nach der Oper gegangen wären, Miß Esk."

Marion beeilte sich zu sagen, daß Mr. Lorimer nichts von der kleinen Unpäßlichkeit wissen könne,

welche sie heute Abend abhalte, ihre Lieblingsoper zu hören.

Es entstand eine Pause.

Der General trat an das Fenster und beobachtete die Lichter, welche durch den Abendnebel im Lambethpalast zu schimmern begannen.

Seine Gemahlin legte die letzte Hand an ihren Putz und sprach die Ansicht aus, daß sie gehen, und Mr. Lorimer ihnen folgen müsse; und wie es die Generalin gesagt hatte, so geschah es auch.

„Vergessen Sie nicht, ihm zu sagen, wenn er kommt, Marion, daß es Nr. 25 im ersten Range ist. Wir werden dem Schließer seinen Namen sagen."

Und mit diesen Instructionen stiegen der General und die Generalin in den Wagen, welcher vor der Thür auf sie wartete, und fuhren fort.

Miß Esk blieb allein.

Der Abend brach schnell herein und ein Diener zündete die Lampen an. Trotz seiner prächtigen Möbel sah das Zimmer bei Nacht dürr und trübe aus, und Miß Esk hatte sich mehr als ein Mal, wenn sie allein und Alles still war, eingebildet, daß ein leises, knarrendes Geräusch hinter der Mauer hervorkomme, und daß hinter der Vertäfelung schwere Schritte erschallten.

Heute Abend fühlte sie sich unwohl und niedergedrückt. Sie lauschte mit verhaltenem Athem nach

dem erstickten Geräusch in den Wänden, dann aber stand sie mit einer Bewegung des Unmuths über ihre kindischen Gefühle auf, lächelte über ihre eigene Schwäche und fuhr in ihrer Arbeit fort. Dennoch konnte sie sich nicht verhehlen, daß sie schüchterner und ängstlicher wie gewöhnlich war. Zuweilen bedauerte sie beinahe, daß sie die Pomeroy, trotz der krampfhaften Mattigkeit, welche sie den ganzen Nachmittag bedrückt hatte, nicht in die Oper begleitet hatte.

Sie dachte an das glänzend erleuchtete Haus, an die rauschende Musik und wünschte dem erheiternden Einflusse dieser Dinge ausgesetzt zu sein. Alle ihre Umgebungen schienen düsterer als gewöhnlich. Die Lampe brannte trübe, in den Winkeln des Zimmers häuften sich Schatten auf; wenn die Vorhänge von einem durch das halb offene Fenster hereindringenden Windstoße bewegt wurden, so schrak sie entsetzt und zitternd über das Rascheln des Damastes zusammen.

Endlich wurden diese ängstlichen Gefühle durch die Ankunft Lorimers zerstreut. Er war durch einen geringfügigen Umstand zurückgehalten worden, und bot alle seine Beredsamkeit auf, um Miß Esk zu überreden, ihn zu den Pomeroy's zu begleiten.

Anfangs fühlte sie sich zum Nachgeben geneigt, dann aber erinnerte sie sich an die Neckereien, welche si jedenfalls von Seiten des Generals übe r das wunder

bare Verschwinden ihres Kopfschmerzes von Clement's Ueberredungskunst auszustehen haben würde, und weigerte sich unbedingt, entweder selbst nach Nummer fünfundzwanzig im ersten Range zu gehen, oder Lorimer bei sich bleiben zu lassen — welches Letzterer durch eine Menge von gewichtigen Gründen unterstützte.

Wir brauchen uns nicht bei denjenigen Fragen, welche zwischen Liebenden aufgestellt zu werden pflegen, zu verweilen, und wollen nur das Resultat angeben, daß Lorimer, nachdem er versprochen hatte, den General und seine Dame zum Abendessen nach Hause zu begleiten, sich von Abingdon Street losriß und Miß Esk wieder allein blieb.

Eine Stunde verstrich mit langsamen Schritten, dann und wann vernahm Marion das leise Rasseln eines vorüberfahrenden Wagens. Von dem Flusse drang das schwere Plätschern eines mächtigen Ruders, mit welchem Lichterschiffe gesteuert wurden, oder ein lautes schrilles Anrufen von einem Boote gegen das Ufer oder vom Ufer gegen ein Boot herauf, und dann war es wieder im Zimmer wie außerhalb desselben still.

Marion Esk kämpfte lange gegen das Gemisch von Furcht und Wehmuth an, welches sie wie mit einem trüben Nebel zu umgeben schien; sie hatte noch nie eine so ausdauernde, überwältigende Empfindung

gehabt, wie die, welche jetzt eine starke, kalte Hand auf ihren Geist zu legen schien. Trübe Ahnungen — eine rastlose, schmerzhafte, unbestimmte Empfinduug der Furcht ergriffen von ihr Besitz.

Sie erwartete jeden Augenblick, daß etwas Furchtbares oder Erschreckendes geschehen würde, und doch vermochte sie sich nicht vorzustellen, was dieses Etwas sein könne.

Sie quälte vergeblich ihr Gedächtniß mit Anstrengungen, sie an ähnliche Fälle von Niedergeschlagenheit zu erinnern. Sie konnte sich weder entsinnen, jemals eine solche Empfindung gehabt zu haben, noch sie irgend einer vernünftigen Ursache zuschreiben.

Sie hatte des Abends häufig allein da gesessen, wo sie jetzt war. Sie hatte sich zuweilen ängstlich und unruhig gefühlt, aber beim gegenwärtigen Anlaß schien sie alle Geistes- und Körperkraft verlassen zu haben. —

Plötzlich scholl ein leises, rasselndes Geräusch — schwach und doch deutlich im Zimmer. — Die Dame hörte es, denn ein Zucken schoß durch ihren Körper; ihre Hände waren mit krampfhafter Energie gefaltet; ihre Augen waren verglas't und weit geöffnet — ihre Stirn feucht, und ihre Wange erschien bleich. —

Eine Minute verging, und das Geräusch wurde

wieder vernehmbar. Dem Anscheine nach schob Jemand einen gut geölten, aber schweren Riegel zurück, und dann sah Marion Esk ohne irgend eine äußere Kundgebung von Schreck eine schmale, lange Oeffnung in der Vertäfelung entstehen.

Allmählig wurde sie größer und dann glitt das Holzwerk schnell bei Seite und zeigte einen dunkeln Raum, hinter welchem schwach die Gestalten von zwei Männern sichtbar wurden.

Der Erste war lang und mager mit einem, theilweise durch ein schwarzes um seinen Hals gewundenes Tuch verborgenen Gesicht; sein Begleiter dagegen trug eine Blendlaterne, die einen hellen Lichtkreis auf die entgegengesetzte Wand warf.

Miß Esk versuchte zu schreien, aber die Stimme erstarb ihr in der Kehle. Der Zauber war durch den Blick vollendet, welchen der erste Eingedrungene aus seinen großen blitzenden Augen auf sie warf. Er ging Schritt vor Schritt in's Zimmer.

„Der vorbereitende Trank hat gut gewirkt. Der Körper befindet sich in dem Zustande, welcher für die beste Wirkung des Mittels empfohlen wird.“

Unterdessen blieb der Mann mit der Laterne regungslos in der durch die zurückgeglittene Vertäfelung gebildeten Nische stehen.

Marion Esk folgte dem Eingedrungenen mit

ihren Augen; endlich blieb er ihr gegenüber stehen, und jetzt versuchte sie zu sprechen. Ihre weißen Lippen bewegten sich, und ihr Busen wogte, während sie wahnsinnig gegen die auf ihr lastende Bedrückung ankämpfte. Der Versuch war fruchtlos — die Muskeln erschlafften und sie sank, auf den vor ihr Stehenden starrend, nieder.

Er zog, ohne die Augen von ihr abzuwenden, langsam ein Fläschchen aus einer Brusttasche, nahm den geschliffenen Stöpsel heraus, goß den farblosen Inhalt in das Champagnerglas, dessen sich der General bedient hatte, nahm es und sagte in den leisen und wohlklingenden Tönen, auf welche wir uns so oft bezogen haben:

„Sie müssen dies trinken!“

Jetzt bekämpfte zum ersten Male die Furcht auf einen Augenblick mit Erfolg die Wirkungen des Trankes, welcher, wie jetzt Miß Esk wußte, ihr eingegeben worden war, ohne daß sie jedoch erfahren hatte, wann und wie; — sie stöhnte. —

„Es ist Gift — es ist Tod!“

„Nein,“ sagte Venosa, „es ist Schlaf — ein wunderbarer Schlaf — der zugleich Leben und Tod ist.“

Miß Esk hatte durch die Anstrengung des Sprechens theilweise den sie umgebenden Zauber gebrochen.

Sie winkte ungeduldig mit der Hand und murmelte:

„Nein, ich will nicht — ich kann nicht! — gehen Sie! —“

Benosa kreuzte die Arme abermals auf der Brust, indem er immer noch das Glas in der Hand hielt, richtete sich dann zu seiner vollen Höhe auf und ließ seine glühenden Augen in die seines Opfers blitzen, während Marion Esk in demselben Moment, als er eine leise Bewegung mit seiner rechten Hand machte, das Glitzern einer Stahlklinge an seiner dunkeln Kleidung sah.

Entweder war es die stumme Drohung der Gewaltthätigkeit oder der Einfluß des Blickes, welcher auf ein künstlich zur Aufregung und zugleich zur Schwäche gebrachtes Nervensystem wirkte, und abermals die Kräfte des unglücklichen Mädchens darnieder warf. Sie schauderte zurück, streckte aber zu gleicher Zeit ihre Hände mit einer mechanischen Bewegung nach dem Glase aus. Langsam und vollkommen fest brachte sie es an ihre Lippen, ohne ihre Augen von denen Benosa's abzuwenden, sein bleiches Gesicht verzog keine Miene, als sie den Trank an ihre Lippen erhob, es zeigte keine Spur von Bewegung oder Leidenschaft, als sie langsam das Glas leerte. Aber die ganze Zeit über wurde das furchtbare Starre seiner glühenden Augen

kein einziges Mal unterbrochen, bis etwa eine Minute, nachdem Marion die letzten Tropfen hinabgetrunken hatte, ihr Gesicht bleich zu werden begann. Die Muskeln der Finger erschlafften allmählig, so daß das Glas zuerst in eine horizontale Lage kam, dann auf den Boden fiel und zerbrach. In demselben Moment sank der Kopf der Dulderin auf ihre Brust und ihre Glieder fielen durch ihre eigene Schwere in Stellungen, worin sie entweder auf andern Theilen ihres Körpers oder auf dem Stuhle ruhten.

Hierauf stieß Benosa einen leisen, stöhnenden Seufzer aus und blickte mit einem Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes auf sein Opfer.

Der Complice in der Nische war unterdeß bewegungslos geblieben. Plötzlich gab ihm Benosa ein Zeichen, und er ließ den Schein der Laterne auf Miß Esk's Gesicht blitzen.

Benosa erhob ihren Kopf und legte ihn so, daß er von der Stuhllehne gestützt wurde. Er fühlte nach ihrem Puls, er hatte aufgehört zu schlagen — er legte eine Feder auf ihre Lippen — aber sie bewegten sich nicht — er strich mit seiner Hand über ihre Stirn — sie war kalt und feucht.

Dann steckte er sorgfältig das Fläschchen, dessen Inhalt Miß Esk zu sich genommen hatte, ein, und brachte ein zweites, kleineres zum Vorschein — es war

dasselbe, welches Lorimer bei dem Apotheker in Spitalsfields gekauft hatte. Er blickte über den Tisch, wählte ein Weinglas, füllte es zur Hälfte mit Sherry und goß in den Wein etwa ein halbes Dutzend Tropfen von der farblosen Flüssigkeit des Fläschchens, worauf ein stechender Geruch wie von bittern Mandeln das Zimmer durchdrang. Dann blickte er sich abermals um, bis sein Auge ein Schreibzeug mit Papier und Feder erspähte. Er nahm eine von den letzteren, tauchte das Federende in den Wein und berührte die Lippen der Leblosen mit der Flüssigkeit.

„In einer solchen Ohnmacht,“ murmelte er, „hat es keine Gefahr. Ehe die Sauggefäße wirken können, wird die Verdunstung ihr Werk gethan haben.“

Hierauf blickte er sich nochmals im Zimmer um, und seine Augen blitzten, als er einen leichten Sommeroberrock, welchen Lorimer bei seiner Entfernung nach der Oper zurückgelassen hatte, erblickte. Er nahm ihn, steckte das halbleere Fläschchen in die eine von den Taschen und versetzte dann sorgfältig das Kleidungsstück wieder in seine frühere Lage.

„Noch mehr Beweise,“ murmelte er; „die Kette wird länger, dicker und fester.“

Dann wendete er sich zu der Ohnmächtigen. Sie war immer noch bewegungslos, immer noch allem Anscheine nach todt und vor ihr stand ein halbes Wein=

glas mit dem schnellsten und tödtlichsten Gifte, welches man kannte. Benosa wendete sich zu seinem Genossen.

„Nun, Blane,“ sagte er, „jetzt beginnt Ihre Rolle — nach der Polizei.“

Der Complice verbeugte sich. Benosa warf einen letzten langen Blick auf sein Opfer und trat darauf in die Mauernische. Das Holzwerk rollte wieder an seinen frühern Platz und der schwere Riegel wurde vorgeschoben.

* *
*

Das glänzende Finale des Matrimonio segreto stand auf seinem bezauberndsten Punkte, als ein lautes, ungeduldiges Klopfen die Thür der Loge Nummer 25 im ersten Range erschütterte, während eine rauhe Stimme den Schließer laut herbeirief. Die in der Loge Sitzenden sprangen mit einiger Ueberraschung von ihren Stühlen und Lorimer erhob sich und öffnete.

Ein gemein aussehender Mann, welchen kein Mitglied der Gesellschaft kannte, trat in die Loge, indem er die Thür offen ließ, so daß man zwei bis drei ängstlich aussehende Logenschließer in offenbarer Ungewißheit über das Verfahren des neu Angekommenen in dem Corridor umhereilen sah.

In der That befand sich auch der Mann nicht ganz im Operncostum — er war ungewaschen und un=

rasirt. Ein grober, alter, stark benutzter Ueberrock war bis dicht unter sein Kinn zugeknöpft, und seine großen, rothen, handschuhlosen Hände waren Wunderwerke von Muskeln und Schmutz.

„Es thut mir leid, Sie zu stören, Madame, und Sie, meine Herren, aber es ist eine schlimme Geschichte vorgefallen."

Der General und die Generalin waren blaß und erschrocken. Sie stierten den Fremden wie betäubt an, während Lorimer hastig fragte, was geschehen sei.

„Die junge Dame," antwortete der Mann — „die junge Dame, die Sie vor drei Stunden in Abingdon Street wohl und munter verlassen haben —"

Clement sprang auf, der Mann im Ueberrocke betrachtete ihn kaltblütig und scharf.

„Großer Gott," rief er, „Miß Esk! — Marion Esk! — was ist mit ihr? — ist sie krank? — ist sie — was ist mit ihr? — was ist mit ihr? —um Gottes willen."

„Todt!" antwortete der Mann.

„Todt!" Mrß. Pomeroy sank zurück und wurde nur durch die Festigkeit ihres Stuhles vom zu Boden Stürzen abgehalten. Der arme kleine General zitterte wie ein Espenlaub, und Lorimer stand marmorbleich dem Unglücksboten gegenüber.

„Todt!“ wiederholte er, „todt! Wann? wie? — wie? —“

„Ermordet!“ antwortete Jener mit derselben lakonischen, aber nicht absichtlich unhöflichen Rauhheit. —

Lorimer stand am Boden gefesselt, alle seine Mienen zuckten, er rang die Hände.

„Barmherziger Gott!“ rief er endlich, „ermordet! und wann? wie? — von wem? ist Niemand festgenommen? — Niemand im Verdacht?“

„Man hat Verdacht gegen Einen,“ sagte der Mann im Ueberrock, indem er Lorimer vom Kopf bis zu den Füßen mit seinen Augen maß, und sich zu einem Kampfe vorzubereiten schien. „Man hat Verdacht — vor kaum einer halben Stunde ist die Nachricht in unsere Expedition gekommen.“

„Und gegen wen — wen? — um Gottes willen?“

Der Polizeiagent warf einen Blick auf die Thür der Loge und stellte sich zwischen Lorimer und den Corridor; dann senkte er seine Stimme und sagte in kaltem, aber respectvollem Tone:

„Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß Sie der Verdächtige sind; Sie müssen sich als meinen Gefangenen betrachten.“

„Ich! — ich! meine Marion ermorden! —

meine Geliebte! — meine —“ er stammelte diese Worte und sank gegen die Wand.

„Es ist meine Pflicht, Sie zu warnen, Sir,“ sagte der Beamte, „daß Alles, was Sie sagen, gegen Sie gebraucht werden kann. Ich will nicht behaupten, daß Sie an der Sache Theil hatten; aber wir haben Angaben erhalten, und müssen unsere Pflicht erfüllen. Ich habe einen Verhaftsbefehl bei mir, wenn Sie ihn zu sehen wünschen.“

Aber Lorimer antwortete nicht, er lehnte fortwährend an der Wand, seine Lippen bewegten sich immer noch, — wiederholten immer noch den Ausruf — „sie ermordet, meine Marion!“

„Nun, Sir,“ sagte der Polizeiagent, „vielleicht werden wir am besten thun, wenn wir in aller Ruhe davon schlüpfen.“

Aber in diesem Augenblicke erhob sich Mrß. Pomeroy mit Zittern.

„Bringe mich heim — wir wollen heim gehen,“ flüsterte sie fieberisch ihrem Gatten zu.

Vor Lorimers Augen trat ein Nebel und er erinnerte sich von dem, was in dem nächsten Augenblicke vorging, an nichts. Er sah undeutlich, wie sich schnell Personen hin und her bewegten — wie ein Gesicht fortwährend dicht bei dem seinen war — wie er durch lange erleuchtete Corridore ging — wie er Gruppen

um sich her flüstern und laufen hörte — wie ihn auf der großen Treppe die kühle Luft traf — wie er schwankte und beim Herabsteigen unterstützt wurde — dann wie auf der Straße Equipagen vorfuhren — Pferde stampften und ausschlugen, Gesichter in das seine stierten und dann verschwanden — wie sich die Menge unter lautem Rufen um ihn drängte — wie er in den Wagen gehoben wurde und zwei Stimmen vernahm, die den Tumult übertäubten, obgleich sie nicht so laut zu sprechen schienen, wie viele andere um ihn her.

Die erste Stimme sagte:

„Kutscher, nach Abingdon Street!“

Die zweite rief fast in dem gleichen Augenblicke:

„Kutscher, nach Bow Street!“

Eilftes Kapitel.

Leben im Tode.

Nach dem Einnehmen des Trankes blieb Marion Esk eine Zeitlang völlig bewußtlos. Ein schwacher Schall, wie ein entferntes Kreischen war die erste Empfindung, welche die Tiefe ihrer Ohnmacht zu durchdringen schien. Der Schrei kam ihr leise und undeutlich vor, als ob er von einer Person in weiter Ferne erhoben wurde, und doch war er laut, durchdringend und wurde an ihrer Seite — dicht an ihrem Ohr ausgestoßen. Dann bemerkte sie, wie dunkle Gestalten sich schnell um sie her bewegten, sie von ihrem Stuhle erhoben und sie niederlegten.

In Kurzem wurden die undeutlich gesehenen Gestalten deutlicher, denn ihre Augen waren noch offen; es schienen Männer, — Fremde zu sein. Sie eilten

hin und her — sie vermischten sich mit weiblichen Gestalten, die sich um sie drängten, sie vernahm wirres Geräusch von Flüstern und Ausrufungen und Seufzern, — auf ihre Stirn und ihren Mund wurden Hände gelegt.

Eine nebelhafte Gestalt beugte sich lange über sie; sie schien den Kopf an den ihren zu legen. Sie erhob ihre Hände und legte sie dann ehrerbietig wieder an ihrer Seite nieder.

Unterdessen blieben die anderen Gestalten rund umher stehen. Dann wendete sie sich zu dem Tische, und betrachtete ein schwach schimmerndes Glas und erhob es, und das Flüstern wurde von Neuem vernehmbar.

Jetzt begann die Patientin Worte und abgebrochene Sätze zu unterscheiden. Anfangs waren es nur undeutlich vernehmbare Laute; dann begann sich ein schwacher Schatten des Verständnisses über ihr Gehör zu verbreiten.

Sie fing zu begreifen an, daß sie todt — aus der Welt entschwunden war — daß zwischen ihr und dem Flüstern und den Gestalten ein tiefer Abgrund lag.

Diese Ideen erhoben sich schattenhaft, zusammenhangslos, gespenstisch. Bald aber begannen sie eine gewisse Ordnung, einen gewissen Zusammenhang anzunehmen, und sie fühlte, — wie? wußte sie nicht — daß sie todt war, aber doch lebte.

Es war eine dunkle, undeutliche, räthselhafte Idee; sie konnte es nicht begreifen — sie konnte es nicht mit einander vereinigen. Aber sie war vorhanden, und überschattete sie wie mit einem zerrissenen Leichentuch, durch dessen Löcher sie die Welt erblickte.

Dann entstand plötzlich eine Bewegung in dem jetzt von Menschen erfüllten Zimmer, und eine Gestalt, die sie kannte, und ihre wohl erinnerlichen Züge waren über ihr; sie fühlte heiße Thränen auf ihrem Gesicht — sie hörte laute trauernde Klänge — sie sah einen Kreis von blassen Schmerzerfüllten; dann schloß die Hand der ihr bekannten Gestalt ihre Augen, und Alles war dunkel. Hierauf verklangen die Töne und das Flüstern, und auf eine Zeitlang wurde Alles still.

Während dieser Stille begann die Idee, daß sie todt sei und dennoch lebe, zu verbleichen und endlich das undeutliche Bild der Wahrheit — daß sie lebe, aber für todt gehalten werde, hereinzulassen.

In der ersten Zeit konnte der geschwächte Geist die eine Idee eben so wenig begreifen wie die anderen; allmählig wurde aber die wahre und zusammenhängende Ansicht erkannt und schwach verstanden.

Die Erreichung dieses Grades von geistigem Bewußtsein brachte jedoch keine Bewegung hervor. Sie erregte keine Erinnerungen an die Vergangenheit, —

keine Befürchtungen für die Zukunft, nur ein schwaches ahnendes Gefühl des Bösen legte sich auf die Seele nieder und umhüllte sie, wie der auf der Erde liegende Dunst.

Dann kam das halbe Bewußtsein, daß sie abermals Menschen umgaben, sie fühlte, wie sie wiederum erhoben und bewegt wurde. Geschäftige Hände hielten ihre Glieder, und in ihren Ohren erschollen leise Stimmen. Sie konnte fühlen, daß eine ungewohnte Decke um sie gehüllt wurde; dann erhob sich zu beiden Seiten ihres Kopfes etwas Weiches und Nachgiebiges.

Nach einem langen Zwischenraume des Dunkels und Schweigens wurde sich der erschöpfte Geist bewußt, daß die passive Gestalt, in welcher er wohnte, auf ihr Bett gelegt worden war.

Dann kam ein Zeitraum — er mochte lang oder kurz gewesen sein — von ungestörter Ruhe. Denn es war eine der unerklärlichen Eigenthümlichkeiten des furchtbaren Zustandes Marions, daß sie das Gefühl für die Zeit vollkommen verloren hatte. Sie fühlte keine Langeweile, sie hatte keine Idee davon, daß sie langsam fortlebte. Die äußeren Ereignisse, welche durch die halberstarrten Nerven dem mehr als halberstarrten Gehirn zugeführt wurden, konnten sich dicht hinter einander oder in langen Zwischenräumen zugetragen haben; der Geist nahm von den zwischen ihnen

liegenden Pausen keine Kenntniß. Sie waren vollkommen leer, nur daß während derselben die träumende Seele schwach mit sich selbst sprach.

Die äußern Laute erregten, wie wir schon gesagt haben, eine schwache und verwirrte Aufmerksamkeit, und von Zeit zu Zeit bemühte sich der Geist, sie zu hören und dann ihren Sinn zu begreifen. Zuweilen waren es leise Stimmen, die um ihr Bett erschollen, und dann wie ein leises Rascheln, als ob Gardinen zurückgezogen würden, hörbar, und dann erschollen die Stimmen trauriger und näher.

Marion unterschied oftmals Worte als ihren Ohren vertraute Klänge; aber die höhere Bedeutung derselben entging dem schwach auffassenden Gehirn. Nur zuweilen war sich der Geist eines allgemeinen Verständnisses bewußt, welches diese Stimmen, lange nachdem sie gewissermaßen mit einem schwachen Geräusch an die Pforten des Gehörs geklopft hatten, erregten.

Dann war sie sich bewußt, daß die Sprechenden mitleidig, betrübt und unter Thränen redeten. Zuweilen aber veränderten sie ihren Ton und dann erhob sich in dem Geiste der Patientin die Idee, daß sie dann von einem andern Gegenstande sprachen, von ihm mit Zorn, Entrüstung und Abscheu redeten.

Und wenn die Stimmen auf diese Weise sprachen, so wurde oftmals durch eines von ihren Worten

Etwas angedeutet, was den kranken Geist schwach erzucken ließ — was den verborgenen Funken des Lebens auf einen Augenblick gewissermaßen zu einer starken Gluth aufzulodern zwang, — was Empfindungen erregen wollte, die, unbestimmt und unzusammenhängend, aber doch trübe und theuer und süß waren, welche aber im nächsten Augenblicke wieder verblichen und verschwanden. Dieses Wort war Lorimer.

Und nach diesen Perioden der vergleichsweisen Thätigkeit traten Zwischenräume von öder Leere — Finsterniß im Innern und Aeußern ein. — Nur einmal wurde dieser nebelhafte Zwischenraum von murmelnden Tönen tiefer, leiser Stimmen unterbrochen. Schwere Schritte schollen um sie her, Marion fühlte sich selbst erhoben und dann wieder niedergelegt, die leisen, tiefen Stimmen schollen immer noch über ihr, nur dies Mal ohne das Rascheln von zurückgezogenen Vorhängen.

Warum? wußte sie nicht, — wie? wußte sie nicht, aber sie hatte eine Empfindung von Beschränktheit, welche früher nicht dagewesen war. Sie glaubte in einem engen Raume zu sein; dann kam eine leise schluchzende Stimme, die sie kannte, dann fielen wieder Thränen auf ihr Gesicht, und es war ihr, als ob heiße Lippen ihre Stirn berührten.

Hierauf trat eine kurze Stille ein; sie wurde von

einem knarrenden Tone unterbrochen, der in kurzen Zwischenräumen um sie her erneuert zu werden schien. Hierauf vermehrte sich das Gefühl der Beschränktheit und Finsterniß plötzlich um das Zehnfache, die Luft wurde dick und schwer, kein Hauch des Sommerwindes strich an ihr vorüber — kein Klang aus der Welt stahl sich in ihre Seele — die Kette, welche ihre Fähigkeiten fesselte, schien plötzlich stärker, schwerer, fester zu werden. Die Glieder der Dulderin konnten beinahe die dichte Finsterniß fühlen.

Der Schleier, welcher zwischen ihr und den äußern Dingen gehangen hatte, wurde undurchdringlich und dicht, und hoffnungslos.

Die Zeit verging. Sie begann dies an dem sie überwältigenden Eindruck des Bösen zu fühlen, mit welchem sich zum ersten Male ein Schatten undeutlichen, unbestimmten Schreckens vermischte, welcher ihr fortwährend gegenwärtig war. Dieser Schatten des Entsetzens wurde fortwährend größer und schwärzer und bestimmter, bis er sich endlich in ein gespenstisches Bewußtsein auflös'te, welches alle übrigen Gedanken verscheuchte und schaurig in ihrem Geiste herrschte!

Marion Esk wußte, daß man sie für todt hielt, und daß sie in ihrem Sarge lag.

Zwälftes Kapitel.

Die Nachtreise auf dem Flusse.

Der Tag war schwül und heiß gewesen, große schwere Wolkenmassen hatten schon seit dem Morgen das Land überschüttet, zuweilen pfiff ein heftiger Windstoß, welcher einen plätschernden Regenschauer vor sich hin trieb, schnell durch die Straßen, peitschte die Dächer und rasselte an den Fenstern.

Dann gelangte die tiefe, starre Ruhe wieder zur Herrschaft, die theilweise zerrissenen Wolken bauten ihre Dunstmassen wieder auf, und die schwüle erstickende Empfindung, welche das Entstehen eines Sommersturmes verkündet, stieg abermals mit ihrem schaurigen Einfluß herab, um die Kräfte aller Lebenden und Athmenden zu schwächen und zu bedrücken.

Der Abend kam, aber der Sturm war noch nicht

ausgebrochen. Von Zeit zu Zeit seufzte ein dumpfes Stöhnen durch die Luft, und die feuchten Pflastersteine wurden von großen Regentropfen befleckt; aber der Sturm hing immer noch über der Stadt. Die Menschen blickten in die dicke Nacht empor und wünschten, daß die Blitze, der Regen und der Wind kommen möchten, welche die Luft reinigen und sie für alles Athmende kühl, frisch und angenehm machen sollten.

Gegen Mitternacht begann die Fluth, welche schnell den Fluß hinauf strömte, ihre Eile zu verzögern und an den vor Anker liegenden Barken und Quais, und den schlammigen Brückenpfeilern mit einer schwach gleitenden Bewegung vorüber zu schlüpfen.

Obgleich die Nacht so finster war, lag doch kein Nebel auf dem Flusse, und die funkelnden Lichter auf beiden Seiten, und die doppelten Reihen von rothen Funken, welche die Brücken bezeichneten, schienen um so heller durch die sie umgebende Finsterniß.

Die Fluth hatte ihren Gipfelpunkt erreicht, und der dunkle Fluß sein Ufer gänzlich ausgefüllt, als sich langsam ein Kahn dem Ufer näherte, und auf die Sandfläche zusteuerte, welche hinter Benosa's Hause in Abingdon Street an den Fluß stieß.

Das Boot war für große Schnelligkeit erbaut, aber doch nicht ohne Rücksicht für die bequeme Aufnahme Derjenigen, welche darin befördert werden sollten.

Ueber das Hintertheil ging ein bequemer Sitz, der an den Seiten und im Rücken mit einem Geländer versehen war, und auf der Bank sowohl wie auf dem Boden des Kahns vor ihr war eine Masse von weichen dunkeln Kissen aufgehäuft.

Das Boot wurde von zwei Männern gerudert, welche geräuschlos arbeiteten und nur flüsternd mit einander sprachen.

Als es sich dem Ufer näherte, ruhten sie aus und Einer von ihnen nahm eine kleine Laterne unter der Bank, auf welcher er saß, hervor, und wendete sich um und hielt sie gegen den Strom.

In demselben Augenblicke tanzten irrende Lichtsterne auf den Wellen, welche den Sand bespülten, auf einem halben Dutzend schlammiger, alter Pfähle, die den Theil eines Quais bildeten, welcher früher vom Wasser hinweggerissen worden war, und dann auf das Flußende eines langen niedrigen Gebäudes, welches sich, wie wir gesehen haben, im rechten Winkel vom Hause bis an die Themse hinab erstreckte. Nachdem sie mittelst einer Blendlateene ihre Stellung erkannt hatten, wendeten die Bootsleute das Hintertheil des Kahnes dem Ufer zu und trieben es bis beinahe an den Strand; ehe sie jedoch landeten, erhob sich Derjenige, welcher das Streichruder führte — ein langer, magerer Mann, — und blickte begierig auf das vor ihm lie-

gende Gebäude. Trotz der Dunkelheit war er nahe genug, um die weißen Vierecke zu erkennen, die die herabgelassenen Fenstervorhänge bildeten.

„Da, das ist das Zimmer,“ sagte er in einem dumpfen Flüstern, „in der linken Ecke — gerade über dem Vorhaus.“

Dann wurden die Ruder wieder vorgenommen, und im nächsten Augenblicke berührte das Hintertheil des Bootes die Mauer des erwähnten Gebäudes, welches zur Fluthzeit an das Wasser stieß. Der andere nahm einen kurzen Bootshaken und schlug ihn in den Grundein, so daß der Kahn auf dem jetzt eingenommenen Punkte ankerte.

In demselben Momente ließ der hochgewachsene Mann die Laterne gegen die Mauer blitzen und der Schein zeigte eine kleine Thür, welche dem Anscheine nach schon längst außer Gebrauch und durch die Einwirkungen des Wassers grün und schlüpfrig war.

Während der Andere seinen Bootshaken so hielt, daß der Kahn auf seiner Stelle blieb, steckte sein Gefährte ungesäumt einen kleinen Schlüssel in die Thür, welche sofort nachgab und hinter ihm einen Raum von der schwärzesten Finsterniß erblicken ließ.

Derjenige, welcher die Thür geöffnet hatte, gab ein Zeichen, dem der Andere schnell entsprach, und schritt aus dem Kahne auf die Schwelle. Der Schein

seiner Laterne wanderte vor ihm her und ließ einen kellerartigen Gang mit Wänden und einem Dach von ungeweißten Ziegeln sehen.

Dann schloß sich die Thür hinter ihm, der im Boot Zurückgebliebene blickte begierig nach dem Fenster auf, welches sein Gefährte angedeutet hatte.

„Das ist unter allen das kitzligste Geschäft,“ murmelte er; „aber es ist das letzte und dann geht's nach Amrika, während Keiner mehr sagen kann, wie ich zu meinen Reichthümern gekommen bin.“

Während er diese Worte sprach, schimmerte ein Licht aus dem Fenster, auf das sein Auge geheftet war. „Er ist jetzt dabei,“ murmelte er.

Unterdessen schien die Luft immer erstickender zu werden; es regte sich kein Windhauch und die kleinen von der Bewegung des Bootes hervorgebrachten Wellen verschwanden schnell anf dem dunkeln Wasser.

So vergingen zehn Minuten, plötzlich verdunkelte sich das aus dem Fenster dringende Licht theilweise, als ob die Lampe in eine Ecke des Zimmers gestellt worden wäre.

„Er hat es gethan — er kommt —“ sagte der Bootsmann. Es verging noch eine Minute, die Thür öffnete sich und der lange, magere Mann erschien auf der Schwelle mit einer Last, — etwas Großes — Schweres — Dunkles!

„Sie haben es?“ flüsterte der Mann mit dem Bootshaken.

„Ich habe sie,“ war die Antwort.

Und derjenige, welcher gesprochen hatte, setzte seine Last sorgfältig auf die zusammengehäuften Kissen. Sein Begleiter blickte begierig darauf, konnte aber nur eine Masse von dunkeln Draperieen erkennen; nur ein einziges Mal sah er auf einen Augenblick etwas Ovales und Weißes, und er wußte, daß dies das Leichengesicht der Betäubten war.

Unterdessen häufte Benosa um die unbewegliche Gestalt seines Opfers dichte Mäntel und Shawls, die er, wie es schien, aus dem Zimmer, wo er sie geholt, mitgenommen hatte. Dann erhob er aus dem Grunde des Bootes eine lange Stange von einer schweren Substanz, die in ein wollenartiges Material gehüllt war, so daß sie beinahe einen Fuß im Durchmesser hatte.

„Es ist ungefähr das gleiche Gewicht,“ murmelte er, „jedenfalls wird kein großer Unterschied wahrgenommen werden.“

Dann verschwand er abermals durch die kleine Thür.

Blane, — denn er war es, der den Bootshaken hielt — blickte wie gefesselt auf die dunkle Masse im Boote — sie lag ebenso still, wie die Metallstange,

welche ihre Stelle unter dem Sargdeckel ersetzen sollte. Im nächsten Augenblicke strömte das Licht abermals aus dem Fenster.

„Er braucht den Schraubenzieher und macht Alles wieder fest,“ sagte der frühere Verwalter.

Eine lange — lange Viertelstunde verstrich, und dann wurde das Licht ausgelöscht.

„Dem Himmel sei Dank!“ sagte der Beobachter, „er ist fertig.“

Kurz darauf trat Benosa in das Boot. Im nächsten Moment war die Thür verschlossen, und dann schoß das Boot so schnell, als es die Muskeln der Rudernden nur treiben konnten, den Strom hinab.

Die Ebbe war eingetreten, und als das Boot an der Westminsterbrücke vorüberkam, bemerkte Benosa einen weißen an dem Mauerwerk vorübergleitenden Schaum.

Unterdessen ließ der Sturm, welcher so lange gebraut hatte, Zeichen erblicken, daß er endlich im Begriff sei, in seiner Wuth herabzusteigen. Die Luft wurde dick und schweflig; kleine Rustheilchen, welche sich in der schweren Atmosphäre nicht erheben konnten, ließen sich wie ein Regen auf das Wasser und die Erde nieder.

Die undeutliche Ahnung einer bevorstehenden Gefahr ergriff Diejenigen, welche das Nahen des Kampfes

der Elemente beobachteten; die Stille war beinahe tief wie die Finsterniß. Plötzlich fielen einige Regentropfen — große, plätschernde Wassertheile, wie sie selten auf die Erde niederkommen. Dann trat eine momentane Stille ein.

Jetzt zuckte ein Blitz durch das Dunkel, und in einem Augenblicke — und auf einen Augenblick — erschienen der Fluß, die Häusermassen auf seinen Ufern, die majaſtätischen Brücken, die bleichen gespenstischen Thürme — und dann verschwanden sie wieder ebenso plötzlich.

„Rudre! — rudre! schnell und stark!“ schrie Benosa; seine Stimme wurde von einem Donner übertäubt, welcher einen Blitz begleitete. Es war nicht das gewöhnliche dumpfe Rollen des Donners, es war eher ein scharfes, knallendes, prasselndes Getöse, wie das Lösen einer Kanonensalve. Mitten in dem Tumulte wurden die Ruder angestrengt, und der Kahn fuhr schnell und schneller durch das schäumende Wasser.

Ein zweiter Blitz, ebenso hell, — ebenso blau wie der erste: — zwei große Theile des Himmels erschienen wie gelbe Flammenmassen und zwischen ihnen zuckte ein Feuerstrom heraus. Abermals schimmerte der Fluß mit seinem schwarzen Gewässer — abermals traten die tausend Gebäude der großen Stadt hervor,

wie beim hellsten Sonnenlicht, und abermals schien der Donner bis in das Gehirn der Lauscher zu dringen.

„Rudre schneller und stärker! schneller und stärker!“ schrie Benosa, „wir werden es augenblicklich bekommen.“

Und als das letzte Prasseln des Donners verklang, rauschte ein lautes Getöse durch die Luft.

„Der Sturm,“ sagte Benosa; „halte gerade vor ihm, sonst werden wir umgeworfen.“

Und während er noch sprach, wurde das Rauschen und Brausen lauter, sie hörten das Pfeifen des Windes durch die Bogen der Blackfriarsbrücke, durch die sie soeben geschossen waren. Im nächsten Augenblicke zeigten ihnen weiße Schaummassen über den ganzen Fluß hinweg die Stelle, wo die Pfeiler der Brücke sich gegen die zornigen Wellen wehrten; dann ergriff endlich der Windstoß das Boot mit einem dichten, scharfen, pfeifenden Schauer von Regen und Schaum. Aber es war wacker bemannt. Benosa rief Blane zu, daß er ruhig sitzen und sein Ruder im Flusse halten möge. und erhob sich, als der Kahn in der Mitte einer hohen Wasserfläche dahin getrieben wurde.

Die Wuth des Sturms nahm mit jedem Augenblicke zu, der Wind riß den Strom bis in seine Tiefen auf und streute ihn in einem blendenden Regen durch die Luft. Das ganze Fahrwasser war eine einzige

Schaummasse, welche erglänzte, als ob der Strom mit Ruthen geschlagen worden wäre. Und unterdessen fegte der Sturm den schwankenden Kahn vor sich hin.

Die schwarze Masse der Southwarkbrücke mit ihrer Lichterkrone erhob sich vor ihnen und verschwand hinter ihnen wieder im Dunkel. Fast in demselben Momente, wie es Benosa erschien, strebten die Granitbogen der Londonbrücke in ihren colossalen Dimensionen über die schäumende Fluth empor.

Der Sturm hatte seinen Höhepunkt erreicht, und als der Kahn auf den Mittelbogen zuschoß, erfaßte ihn ein wilder Windstoß auf der Breitseite. Das darauf Folgende schien nur die Katastrophe eines verstörten Traumes zu sein. Auf einen Augenblick wurden sie heftig zwischen den weißen glänzenden Wasserfurchen umhergeworfen — auf einen Augenblick verschwand jeder andre Laut in dem Kreischen des Windes, dann kam die Erscheinung einer ungeheuren Mauermasse — ein Krachen, Zusammenstoßen — ein wilder Versuch, sich von den schlüpfrigen Pfeilern abzuwenden, und fast in demselben Momente wurde der lecke und halb eingestoßene Kahn die Brücke hinab zwischen die Schiffe im Pool getrieben.

Der Höhepunkt des Sturmes war vorüber, mit jeder Minute wurde er schwächer und ging in einen heftigen Wind über, welcher schwere Regengüsse vor

sich hintrieb und die Ebbe bis zu einer wüthenden Schnelligkeit verstärkte. Nicht mehr als drei Viertelstunden waren seit der Zeit, wo der Kahn das Haus verließ, bis zu dem Augenblicke vergangen, wo er an einer grünen mit Schlamm bedeckten Treppe anlangte, die bis zum Rande des Wassers hinabging.

In der benachbarten Straße stand ein verschlossenes Cabriolet.

In Folge des Wetters und der Stunde war die Gegend vollkommen verlassen. Kein anderes Wesen als sein Genosse sah Benosa, als er sorgfältig die leblose Gestalt Marion Esk's in das Fuhrwerk legte. Kein anderes Wesen als dieser Genosse, der Benosa mit Leib und Leben angehörte, sah seinen Herrn, als er mit seltsamer Ehrerbietung die unbewegliche Gestalt auf das Bett legte, in welchem die Mutter Clement Lorimers gestorben.

Dreizehntes Kapitel.

Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten.

Sir Harrowby Trumps saß in einem prunkend möblirten Zimmer, welches auf eine menschenerfüllte Straße des Westends ging.

Die Wände waren mit schlechten Bildern in glänzenden Rahmen behangen, und eine Menge von Sopha's und Lehnstühlen, welche theilweise befleckt und beschmuzt waren, standen auf den reichen Brüsseler Teppichen.

Auf dem Tische befand sich ein glänzendes Frühstücksservice von Silber und Porzellan, und neben der ciselirten massiven Theeurne befand sich eine Anzahl von krystallenen Liqueurflaschen mit einigen alten langstengligen holländischen Gläsern.

Tief in einen Lehnstuhl versunken saß Sir Harrowby nachdenklich da, während das unberührte Mahl vor ihm duftete. Endlich erfaßte er eine Flasche und goß eine goldene Flüssigkeit in eins von den altmodischen Gläsern, schüttete den Liqueur auf einen Schluck hinab und lehnte sich dann wieder zurück.

Sir Harrowby sah aus, als ob er an einer furchtbaren Krankheit litte. Sein Gesicht war nicht blaß, denn die Purpurfarbe der groben Haut verhinderte eine solche Veränderung; aber es hatte einen bleichen, grünlichen Schein angenommen. Die Augen des Baronets waren eingesunken und blutunterlaufen, und bei näherer Besichtigung konnte man das Klopfen des Pulses in den Schläfen sehen. Auch sein Fleisch war abgefallen. Seine Kleider hingen locker um ihn und seine braunen Finger waren fleischlos und dünn.

„Es ist der Teufel selbst, der mich in seinen Klauen hat,“ murmelte er, „kein anderer Mensch könnte mich zu Dem bewegen, was ich gethan habe. O Gott! wie ich ihn hasse! Aber er hat mich! er hat mich! — auf jede Weise — er schleppt mich bis an den Rand des Felsens — ich komme dem Abgrunde näher und immer näher! Gott, wenn ich ihn hinüberstoßen könnte — ohne selbst hinabzufallen! — o, ich würde es gewiß thun — hinüber — hinüber — hinab — hinab — hinab!“

Sein Haar sträubte sich, seine Augen blitzten und seine Finger schlossen sich wie ein eiserner Schraubstock um das Glas, welches er in seiner Hand hielt. Es zerbrach und einige von den Trümmern fielen auf den Teppich, während Blutstreifen zwischen den Fingern des aufgeregten Mannes hervordrangen. Er fuhr fort:

„Ich weiß, daß ich bei dem verdammten Prozeß durchfallen werde — ich kann seinem Auge nicht begegnen! ich habe die Geschichte jetzt geläufig genug! aber es wird mir nicht gelingen, wenn es gilt. Ich möchte jetzt davon fliehen, aber ich weiß, daß der Teufel seine Spione um mich hat, — ich weiß, daß man mir überall folgt — ich kann mich nicht bewegen, ohne daß sein Auge auf mir wäre! Gott! ich bin ebenso gut ein Gefangener, wie der in Newgate Sitzende.“

Er arbeitete sich allmählig zu der höchsten Wuth hinauf. „Ich habe gethan, was mir beliebte, bis ich sein Geld nahm. Ich führte den Jungen an der Nase herum, ich hatte Alles, was ich brauchte. Es gab kein Vergnügen und keinen Genuß in Europa, wovon ich nicht meinen Theil gehabt hätte, und jetzt —“ er hielt inne und athmete tief auf.

„Wie, wenn ich Alles endete! — wenn ich den Angeber machte, um Lorimer zu retten und mich und ihn zu verderben? Gott, wie das Teufelsgesicht und die Teufelsaugen zucken würden, wenn das Complott

heraus käme! bei —“ und er stieß einen Fluch aus, welcher zu furchtbar war, um auf das Papier gesetzt zu werden, — „bei —! das Gift in dem Halse des Alten würde ihn augenblicklich ersticken und dem Henker eine Mühe ersparen.“

Er sprach die letzten Worte mit lautem, aufgeregtem Tone. Als sie verklungen, öffnete sich die Thür theilweise und das düstere Gesicht Benosa's erschien. Sir Harrowby sank auf seinen Stuhl zurück.

„Beenden Sie Ihr Selbstgespräch, ohne mich zu beachten,“ sagte der Neuangekommene.

Sir Harrowby starrte ihn an und athmete schwer und laut durch seine auf einander gebissenen Zähne.

„Sie brauchen nicht aus der Fassung zu kommen,“ sagte Benosa, indem er ruhig in das Zimmer trat. „Da ich weiß, was Sie denken müssen, kümmert es mich wenig, was Sie sagen. Fahren Sie fort!“

Er setzte sich dem Sir Harrowby gegenüber nieder. Benosa war auf seine gewöhnliche Weise gekleidet und benahm sich mit seiner gewohnten sarkastischen Unerschütterlichkeit. Sir Harrowby war der Erste, welcher das Schweigen unterbrach.

„Ich glaube, daß die meisten Leute, die Viel mit Ihnen zu thun haben, murren mögen,“ sagte er düster.

„Im Gegentheil,“ antwortete Benosa, „wenn man mir gut dient, bezahle ich gut, wir sind daher ge-

genseitig zufrieden. Was Sie betrifft, Sir Harrowby, so wissen Sie wirklich nicht, wie gut Sie es haben; aber die Periode unserer Verbindung nähert sich ihrem Ende.“

„Das ist auch nöthig,“ antwortete Jener, „ich möchte das Land verlassen.“

„Ich werde es ebenfalls verlassen,“ antwortete Benosa in seinen tiefen Tönen.

„Wohin werden Sie gehen?“ fragte Trumps.

„Ich werde das Land verlassen,“ murmelte der Alte; „aber ich werde in kein anderes gehen.“

Der Baronet stierte ihn an, zuckte die Achseln und trommelte mit seinen Fingern unbehaglich auf dem Tische. Endlich sprach er:

„Gehen Sie,“ sagte er. „Sie wissen, daß Sie mich im Netze haben. Ich könnte Sie an den Galgen bringen, aber dann würde ich mich selbst der Deportation anheim geben. Sie werden mir doch die letzte Summe in dem Augenblicke zahlen, wo das Urtheil ausgesprochen ist? und zwar in Gold — nicht in Wechseln oder Schuldscheinen.“

„In Gold,“ wiederholte Benosa, „in Goldbarren.“

„Und der Prozeß kommt am dritten Tage der Sitzung zur Verhandlung?“

„Am dritten.“

Sir Harrowby begann mit leisen Tönen vor sich hin zu rechnen:

„Um Drei oder auch um Fünf aufbrechen. Zwölf Meilen in der Stunde mit Einschluß des Pferdewechselns, das macht — Gravesend zwanzig — Rochester sieben — Canterbury etwa achtzehn — Dover ein Dutzend mehr und dann ein Schnellugger oder das Dampfschiff, wie es am bequemsten sein wird, vielleicht drei Stunden — das sind fünf für den Weg, drei oder vier für das Wasser, im Ganzen also neun. In zehn Stunden höchstens werde ich daher in Calais sein und mir Nichts daraus machen, wenn ich auch die weißen Klippen nie wieder sehe.“

Benosa wartete geduldig, bis sein Gefährte diese schnelle Berechnung zum Behuf seiner plötzlichen Flucht angestellt hatte und sagte darauf:

„Sie vergessen, was kommen muß, ehe Sie aufbrechen.“

Sir Harrowby blickte ihn finster an.

„Nun,“ sagte er, „ich habe es jetzt vollkommen im Kopfe; ich fürchte nur, vor dem verdammten Advokaten niederzubrechen.“

Benosa blickte scharf auf den falschen Zeugen.

„Wenn die feige Zunge sich auch nur ein einziges Mal verspricht,“ sagte er, „so wäre es ihr besser, daß Sie sie an der Wurzel heraus gerissen hätten.“

„Meine Sicherheit steht ebensogut auf dem Spiele, wie die Ihre,“ erwiderte Sir Harrowby mürrisch.

„Halten Sie diesen Stuhl für die Zeugenloge, dieses Zimmer für den Gerichtshof und mich für den Advokaten,“ sagte Benosa. „Sie sagen, daß Sie die Geschichte genau wissen — wir werden sehen.“

Der alte Mann erhob sich, ahmte mit einer Art bitterer, spöttischer Ironie das geschäftige Wesen eines Advokaten nach, welcher sich anschickt, einen wichtigen Zeugen zu vernehmen, und sagte:

„Ihr Name ist, glaube ich, Trumps, Sir Harrowby Trumps?“

Der Baronet stierte ihn an und zauderte. Er wußte kaum, wie er diese Art von Probe aufnehmen sollte.

Der Alte wiederholte seine Frage und Trumps murmelte:

„Nun es mag nach Ihrem Kopfe gehen — Ja!“

„Sie haben den Gefangenen eine Zeitlang gekannt?“

„Ja.“

„Genau?“

„Ja, wir waren vertraute Freunde.“

„Und Sie waren so ziemlich gegenseitig mit Ihren Geheimnissen bekannt?“

„Ja. Wir ruderten Beide zusammen.“

„Der Gefangene war ein Mann von Vermögen, nicht wahr?"

„Er war es und auch nicht. Er wußte nicht, wer seine Eltern waren, oder von wo er sein Geld bekam."

„Aber er hat es bekommen? das ist der eigentliche Punkt."

„Eben so regelmäßig wie das Quartal erschien."

„Und nicht wahr, was leicht kommt, geht auch leicht? Der Angeklagte war ein Mann, der das Vergnügen liebte — der freigebig war und lustig lebte?"

„Sehr lustig."

„Er hielt Yacht und Rennpferde, spielte u. s. w.?"

„Ja."

„Und war, was man einen Lebemann nennt?"

„Ganz richtig."

„Und er war im Allgemeinen glücklich. Aber plötzlich schien sich das Glück zu wenden?"

„Ja, zur Zeit des letzten Derbyrennens."

„Der Angeklagte hatte ein Pferd, welches dort laufen sollte?"

„Ja, Snapdragon; es war das Hauptpferd."

„Der Gefangene wettete stark auf dieses Pferd?"

„Ja, wie Jeder, der mit dem Stall seines Trainiers in Verbindung stand."

„Und sie Alle verloren bedeutend?"

„Sehr bedeutend.“

„Nun, und was folgte darauf?“

„Ich war unfähig, meine Wetten zu bezahlen.“

„Und der Gefangene?“

„Er ging in seiner Yacht zur See.“

„Und als er zurückkehrte?“

„Fand er, daß er ein ruinirter Mann war. Derjenige, welcher ihm seine Einkünfte gesendet hatte, wurde es plötzlich müde und stellte es ein.“

„War er selbst Derjenige, der Ihnen alles Das erzählte, als er Sie besuchte?“

„Ja.“

„Hat er Ihnen sonst Etwas gesagt?“

„Ja, daß er einen Plan habe.“

„Welchen?“

„Mittelst einer Lebensversicherung Geld aufzunehmen.“

„Hat er sich ausführlicher erklärt?“

„Damals nicht.“

„Wo fand dieses Gespräch statt?“

„In einer Wohnung, welche meine Frau in Dean Street, Soho Square genommen hatte.“

„Haben Sie den Gefangenen wieder gesehen?“

„Ja, er bestellte mich.“

„Und er kam wieder auf das Geldaufnehmen mittelst einer Lebensversicherung zurück?“

„Ja; er sagte mir, daß er die Bekanntschaft einer jungen Dame gemacht habe, über die er großen Einfluß besitze; er könne sie zu allem Möglichen bewegen und habe sie überredet, sich bei drei verschiedenen Gesellschaften zu versichern. Er sagte, daß er mich ihr vorzustellen wünsche."

„Und er hat es gethan?"

„Ja."

„Wann?"

„Am folgenden Sonntag in Hyde=Park."

„Wann trafen Sie sich wieder?"

„Den folgenden Tag."

„Sie willigten dann ein, die junge Dame, Miß Esk, zu einigen Versicherungsgesellschaften in die City zu begleiten, und die nöthigen ärztlichen Certificate herbeizuschaffen?"

„Ja."

„Und Sie thaten es?"

„Ja."

„Wußte die Familie, bei der Miß Esk lebte, Nichts von dem Schritte, welchen sie gethan hatte?"

„Nein, am Tage, wo sie mich nach der City begleitete, war sie im Westend, um ein Haus zu suchen."

„Die Policen wurden also nachher auf den Gefangenen übertragen?"

„Ich glaube es, aber ich weiß es nicht bestimmt."

„Sie vermutheten also wohl nicht, was der wahre Zweck des Angeklagten bei der Erlangung dieser Policen zu sein schien?“

„Nein. Ich dachte, daß er sie blos benutzen wollte, um Geld aufzunehmen.“

„Hat er Ihnen je Etwas von seinen Absichten gesagt?“

„Geradezu nicht.“

„Aber er ließ Winke fallen?“

„Ich betrachtete sie nicht in diesem Lichte, bis spätere Ereignisse sie mir wieder in's Gedächtniß riefen.“

„Nun, was sagte er?“

„Er sagte, daß Miß Esk eine Waise sei, daß ihre etwaigen Anverwandten sich in Amerika befänden, und daß selbst im Falle ihres Todes kein Mensch Interesse daran haben würde, besondere Erkundigungen einzuziehen.“

Benosa entkleidete sich plötzlich seiner angenommenen Advokatenmine.

„Sie sind geschickter, als ich gedacht hatte,“ sagte er mit seinem bittern Lächeln, „der Meineid hat nie einen bessern Schüler gehabt.“

Sir Harrowby sprang auf, ballte die Fäuste und stampfte mit dem Fuße. Benosa blieb ruhig und unbeweglich stehen, und der Baronet drehte sich heftig um und ging an's Fenster, blickte auf die Straße hinaus

und trommelte unmuthig mit den Fingern an den Scheiben. Dann kehrte er mit gerunzelter Stirn an den Tisch zurück, füllte sich noch ein Glas von einem geistigen Getränk, starrte Venosa an, murmelte zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen: „Auf Dein Verderben, hier und im Jenseits!“ und trank das Glas leer.

* * *

In dem Augenblicke, wo Sir Harrowby Trumps am Fenster sichtbar wurde, standen zwei schlecht gekleidete Männer auf dem entgegengesetzten Trottoir. — Der eine von ihnen war Derjenige, welcher Lorimer im Opernhause verhaftet hatte.

„Sehen Sie dort,“ sagte er zu seinem Begleiter, „im Fenster des ersten Stocks —“

Der Angeredete blickte auf.

„Ich sehe ihn,“ sagte er. Trumps trommelte eben an den Scheiben.

„Ich hoffe, gegen den Mann eine Anklage auf Bigamie aufzuspüren —“

„Ehe noch viel Tage vergehen,“ antwortete Jener. „Er darf Tag und Nacht nicht aus den Augen gelassen werden, bis er in Lavendel gelegt ist. Wer ist vom Stabe jetzt frei?“

„Medlock, Wilson, Portman und ich,“ war die Antwort.

„Dann setzen Sie sie auf seine Fährte. Sie müssen dafür bürgen, daß er das Land nicht verläßt.“

Sir Harrowby trat vom Fenster hinweg.

„Er ist eben so sicher, als ob er gefesselt in Newgate läge,“ sagte der Polizeidiener.

Und von diesem Tage an war Sir Harrowby Trumps von zwei verschiedenen Spionenbanden umgeben.

Vierzehntes Kapitel.

Ruhe und Landluft.

Am Morgen des Tags, als Lorimer verhaftet wurde, schnitt sich Doktor Gumbey beim Rasiren.

Während das Blut den Seifenschaum färbte, hielt der Doktor das Rasirmesser dicht an den Spiegel. Dasselbe klapperte mit einem leisen anhaltenden Tone gegen das Glas.

„So," sagte der vorsichtige Doktor, „meine Hand wird zittrig, dem muß abgeholfen werden. Die Saison ist vorüber, ich will sofort auf's Land gehen."

Und hierauf machte der Doktor sehr langsam und vorsichtig, wie seine Gewohnheit war, Toilette.

Er holte verschiedene Einladungen zu Diners und auf Landsitze. In wenigen Tagen konnte er entweder in einer Seecottage in Broadfairer wohnen, oder

am Bord einer in Solent kreuzenden Yacht sein oder in einem herrlichen Landsitz in einer schönen englischen Grafschaft mit Rebhühnern an den gelben Hügeln oder Fasanen in den schönen grünen Wäldern.

Aber alle diese angenehmen Arten des Lebens waren, wie der vorsichtige Gumbey dachte, nur Veränderungen des Stadtlebens.

„Nein,“ dachte er, „ich will einen Monat lang vollkommen ruhig genießen; ich will jeden Abend um zehn Uhr zu Bette gehen und jeden Morgen um sieben Uhr aufstehen, ich will jedem stärkern Reizmittel, als einem Glase Ale abschwören; ich will jeden Tag in freier Luft zubringen, ich will keinen Brief und keine Zeitung lesen und in einem Monat kann ich dann meine Besuche mit einem Gesichte machen, das ebenso frisch, wie das eines Bauerknechts ist, und Nerven, die ebenso fest, wie Stahldrähte sind.“

Wer Etwas von den Umgebungen von London kennt, weiß, daß keine zwanzig Meilen von der St. Paulskirche nicht nur ländliche Plätzchen, Felder und Wälder und Wiesen, sondern auch kleine Dörfer und Weiler liegen, die so abgeschieden und isolirt und einsam sind, als ob sie an den Hügeln von Devonshire oder in den Thälern von Westmoreland wären.

Doktor Gumbey saß einige Tage darauf am offenen Fenster eines kleinen Zimmers in dem ruhigen

Wirthshause eines solchen Dörfchens und blickte die Straße hinab. Alles war still, aber plötzlich hörte der Doktor in der Ferne ein Geschrei. Es näherte sich schnell, dann kam das Rasseln von Rädern und das Stampfen von Pferden. Einen Augenblick darauf erschienen Leute, die an die Fenster und Ladenthüren liefen.

Nach einer minutenlangen Spannung schoß die Straße hinab, von einem Staubwirbel umgeben, ein offener Wagen, dessen beide Pferde in einem tollen Galopp dahin jagten, während das Fuhrwerk mit den beiden darin Sitzenden von einer Seite zur andern schwankte.

„Ruhig! vorsichtig um die Ecke!“ schrie ein Dutzend Stimmen; aber der Rath war bei Pferden, welche das Gebiß zwischen den Zähnen hatten, weggeworfen. Sie sprengten um die Ecke, der Wagen erhob sich auf dem einen Rade, und stürzte brechend um, und die beiden darin Sitzenden wurden auf die Pflastersteine geworfen. Eins von den Pferden fiel mit dem Fuhrwerk, und schlug verzweifelt mit den Hinterfüßen aus, daß die Splitter um die unglückselige Maschine flogen. Das andere wurde von einem kühnen Hausknechte beim Kopfe erfaßt und nach einem kurzen Kampfe bewältigt.

Unterdessen waren die beiden Herren in das Hotel

getragen worden und Doktor Gumbey eilte, von einem Impuls getrieben, zu ihrem Beistande.

Er fand den Einen auf dem Tische, den Andern auf dem altmodischen Sopha im Wirthszimmer liegen. Sie waren Beide junge Männer und mit einem seltsamen Gemisch von Nachlässigkeit und Geputztheit gekleidet. Der Fall hatte sie betäubt, aber der Doktor schien nicht mehr als etwas kaltes Wasser für nöthig zu halten, um ihre Besinnung zurückzurufen. Der auf dem Sopha Liegende erholte sich zuerst. Er öffnete die Augen, rieb sich den Kopf und richtete sich endlich in die Höhe, indem er mit einem halb betäubten, halb lächelnden Ausdruck auf seinen wirklich hübschen Zügen umherblickte.

„Es ist Nichts," stammelte er, — „eine Kleinigkeit — die geringste Kleinigkeit — die Steine hier sind im Vergleiche mit den irländischen von Eiderdaunen."

Doktor Gumbey sprach seine Zufriedenheit aus, als er die mineralogische Bemerkung hörte und ging daran, die Schläfe des jungen Mannes, welcher auf dem Tische lag, zu reiben und seine Glieder zu befühlen.

Unterdessen streckte sein Gefährte mit einer Menge von Gesichtsverzerrungen die Arme und Beine aus, wie um sich zu überzeugen, daß die Knochen alle in Ordnung seien.

Ein Augenblick war hinreichend, um seinen Geist über diesen wichtigen Punkt zu beruhigen, worauf er seine Beachtung seinem Leidensgefährten zuwendete und mit der Bemerkung, daß er in Dublin selbst Medicin studirt habe, eine Dosis Whiskey verschrieb, in dessen Ermangelung er glaubte, daß Cognac mit Vortheil angewendet werden könnte. Ehe ihm jedoch eins von diesen Mitteln eingegeben werden konnte, kam der Patient wieder zu sich, machte mit seinen Armen und Beinen so ziemlich das gleiche Experiment, wie sein Gefährte und kam zu den gleichen zufriedenstellenden Resultaten. Beide waren stark gequetscht und erschüttert, aber das einzige beim Umfalle Zerbrochene war der Wagen.

„Habe ich nicht wunderschön gefahren, bis die Pferde durchgingen, Spiffler?“ fragte Mr. O'Keene (den wir natürlich erkannt haben). „Ich habe nie einen nettern Streich gemacht, als damals, wo ich mit der Limerikpost fünf Meilen weit gegen Tim Blackey's Gig um die Wette fuhr und die ganze Geschichte bei Castle Geheogan in den Graben warf.

Mr. Spiffler schien jedoch die Katastrophe nicht mit einer gleichen Bewunderung zu betrachten, denn er antwortete etwas mürrisch, daß Mr. O'Keene ein Narr gewesen wäre, ihm das Fahren vorzuschlagen und er (Mr. Spiffler) ein noch größerer, ihm nachzugeben.

„Was wird übrigens der alte Jorvey zu seinem Gig sagen?“

„Denken Sie nicht an die verdammte Kara ee!“ antwortete Mr. O'Keene verächtlich, „mein Vater hatte achtzehn solche in Carrigh na Hoogflan. Er ließ sie in Dublin bauen, um seine Hühner darin legen zu lassen.“

Doktor Gumbey hörte ihre Unterhaltung mit dem gewöhnlichen öligen Lächeln auf seinem Gesicht an. Kurz darauf dankten ihm die beiden Herren für seine Hilfeleistung, aber der Doktor lehnte jeden Anspruch auf Lob ab.

„Ich denke, Sie müssen eine ganz leidliche Kopfnuß erhalten haben,“ bemerkte Mr. O'Keene. „Ich dachte schon, daß Sie künftigen Mittwoch nicht in die Old Bailey würden gehen können.“

„In die Old Bailey?“ sagte Gumbey. „Wird an jenem Tage etwas Besonderes dort verhandelt?“

Mr. Spiffler blickte Mr. O'Keene an, und Mr. O'Keene begann sehr laut zu pfeifen.

„Bemitleiden Sie meine Unwissenheit, junge Herren,“ sagte Doktor Gumbey. „Ich bin hierher gekommen, um Ruhe zu haben, und habe seit meiner Ankunft — vor vierzehen Tagen — weder eine Zeitung noch einen Brirf geöffnet.“

„Ei,“ sagte Spiffler, „ganz London spricht von der Sache.“

„Ganz England," fiel Mr. O'Keene ein, „ganz England, ganz Europa — die ganze Welt — wohin der Flegel geht, wird von Nichts, als von dem Prozeß Clement Lorimers wegen der Ermordung Marion Esk's gesprochen."

Doktor Gumbey sprang von seinem Stuhle auf, seine vollen Wangen wurden blaß und selbst sein Backenbart schien von Schrecken über die Nachricht aus den Locken zu gehen und sich in die Höhe zu sträuben.

„Clement Lorimer!" stammelte er, „was — der — der Lorimer, der in Park Lane wohnte — der — der soviel mit dem Wettrennen zu thun hatte?"

„Und der das letzte Derbyrennen verlor," sagte O'Keene — „derselbe."

Doktor Gumbey schritt in so offenbarer Bewegung im Zimmer auf und ab, daß Spiffler und O'Keene Blicke wechselten.

Der glattgesichtige Doktor war in seinem ganzen Leben nie so aus seiner gewöhnlichen Ruhe gerissen worden; endlich sprach er:

„Gentlemen, Sie scherzen doch nicht etwa mit mir?"

„Gentlemen scherzen nicht über solche Gegenstände," antwortete Spiffler, „Mr. Lorimer ist jetzt in Newgate, und wartet auf die Verhandlungen seines

Prozesses wegen der Anklage, daß er einer jungen Dame Gift gegeben habe."

„Gift! — und warum? — wer war sie? — was war die Veranlassung? —" fragte Gumbey, dessen Gesicht mit jedem Augenblicke länger wurde, während er sich die ganze Gewalt der Katastrophe vorstellte.

„Die junge Dame war eine Waise, eine Amerikanerin, Marion Esk, die er auf dem Meere gerettet hatte," antwortete Spiffler. „Vor dem Polizeirichter wurde über die Beweggründe Nichts gesagt; aber man flüstert in London daß ihr Leben stark versichert, und die Policen — denn es waren ihrer mehrere, — an Mr. Lorimer übergetragen worden seien."

„Versicherung! — Versicherung!" wiederholte Doktor Gumbey, dessen Gedanken offenbar in die Vergangenheit schweiften und nach einem ihm halb erinnerlichen Gegenstande griffen.

„Ich glaube kein Wort von der ganzen Sache," rief O'Keene, „es ist ein Complott — es ist eine Lüge, — und der Kerl, der Sir Harrowby Trumps, und der alte Schurke, dessen Kreatur er ist, liegen auf dem Grunde der ganzen Sache."

„Sir Harrowby Trumps!" wiederholte Doktor Gumbey. Er schwieg einen Augenblick und sein Geist erfaßte den Faden. Er erinnerte sich, die Gesund-

heitscertificate, welche ihm der Baronet gebracht hatte, unterzeichnet zu haben. Darauf begann der Doktor schnell und stöhnend zu athmen, seine Wangen wurden geradezu weiß, und der Schweiß rollte ihm in großen Tropfen unter seiner kohlschwarzen Perrücke hervor. In den ersten Minuten stand Doktor Gumbey unentschlossen da. Das Gute und Edle und das Schlechte und Selbstsüchtige in seiner Natur kämpften einen heißen Kampf. Er war ein kaltherziger Weltmann, aber er bebte vor der Idee eines großen Verbrechens zurück. Vielleicht that er es eben so sehr aus Furcht vor der Strafe, als aus Haß gegen die Sünde. Aber darüber wollen wir in keine Vermuthung eingehen.

Sobald die innerliche Debatte zu Ende war, sagte er mit seinem gewöhnlichen höflichen Wesen:

„Meine Herren, Mr. Lorimer ist ein alter Freund von mir, Sie werden mich verbinden, wenn Sie in mein Zimmer hinauf kommen, denn ich wohne hier, und mir die einzelnen Umstände dieser Thatsache erzählen."

Die Beiden willigten ein und der Doktor ging mit ihnen hinauf, setzte seinen Gästen Wein vor und dann erzählte Spiffler, der eine Geschichte gut darzustellen verstand, Dasjenige, was das Publikum von dem Tode der Miß Esk und der Einkerkerung Lorimers wußte.

„Die Beweise," schloß er," sind nur äußere, aber

die Kette scheint stark zu sein — der Ruin Lorimers — die Freundlosigkeit des Mädchens — die Versicherung ihres Lebens — die Uebertragung der Policen auf den Angeklagten — der von ihm gemachte Ankauf von Gift in einem abgelegenen Stadttheile, der Umstand, daß er die letzte Person war, die sich in ihrer Gesellschaft befand, ehe sie todt gefunden wurde, die Gewißheit, daß sie durch das von dem Angeklagten gekaufte Gift gestorben ist, und die verdammte Thatsache, daß das Fläschchen in einer Tasche seines Ueberrocks gefunden wurde — alle diese Umstände," sagte Spiffler, „tragen jedenfalls sehr viel dazu bei, Lorimer in einen sehr schweren Verdacht zu bringen."

„Es ist von Anfang bis zu Ende eine Lüge, ein Complott," schrie O'Keene, der sich mehr von seinen Impulsen, als von der Logik beherrschen ließ.

Doktor Gumbey fragte nach den Gründen für diese Ansicht. Spiffler theilte dieselben mit. Es waren Gründe vorhanden, um zu glauben, daß Lorimer geheime, rücksichtslose und mächtige Feinde besitze. Der Jockey, welcher sein Pferd reiten sollte, war auf eine solche Weise behandelt worden, daß die Idee, daß es eine gewöhnliche Wettrennenschwindelei sein könne, unmöglich wurde. Dann hatte der Angeklagte plötzlich seine Einkünfte verloren. Seine Schulden waren aufgekauft und in einer Hand concentrirt worden, um sie

desto wirksamer als eine zerschmetternde Waffe gegen seine Freiheit gebrauchen zu können.

Man wußte, daß Sir Harrowby Trumps an diesem Verfahren Theil hatte, und ferner war entdeckt worden, daß er in Verbindung mit einer Person stand, die, wie man mit Grund glaubte, hauptsächlich bei den Intriguen thätig gewesen war, deren Erfolg verursacht hatte, daß Snapdragon das Derbyrennen verlor.

In Bezug auf diesen Mann war nur wenig bekannt, außer daß er zuweilen in einem altmodischen Hause im Osten von London wohnte, dessen Localität und Aeußeres Mr. Spiffler beschrieb, als Doktor Gumbey ihn plötzlich unterbrach.

„Ich glaube — ich — ja — ja — ich bin dessen gewiß, ich kenne das Haus, ich habe einst seine Eigenthümer gekannt. Eine Dame starb dort — es ist eine alte Geschichte — es ist dreiundzwanzig Jahre her — es war jedenfalls“ — sagte Doktor Gumbey nachdenklich — „der unerklärlichste Fall von der Welt.“

„Eine Dame starb — auf unerklärliche Weise,“ rief Spiffler, „kennen Sie ihren Taufnamen?“

Doktor Gumbey dachte nach. Seine Gesellschafter warteten athemlos auf seine Antwort, endlich kam sie:

„Ja, ja, ich erinnere mich ihres Namens, es

war ein ungewöhnlicher — ein ausländischer Name — sie hieß Trudchen."

Mr. O'Keene sprang mit stürmischem Entzücken von seinem Stuhle auf. — „Der Grabstein — der Grabstein!" schrie er — „der Mord kommt an's Licht."

Hierauf erzählte Spiffler hastig und mit zitternder Stimme die zufällige Entdeckung, welche er von einem regelmäßigen Besucher des merkwürdigen Monuments gemacht hatte.

„Beschreiben Sie den Mann," sagte Gumbey.

„Lang und sehr blaß, mit einem scharfen, blitzenden schwarzen Auge — einer Adlernase und einem von unzähligen kleinen Furchen durchzogenen Gesicht."

„Genug," antwortete Gumbey, „das ist der Mann — das ist Werwold! Er war von ausländischer Abstammung und seine Frau auch. Sie starb bald nach ihrer Entbindung."

„Und der Knabe?" sagte Spiffler.

„Davon weiß ich Nichts," antwortete der Doktor.

Es entstand eine lange Pause.

Mr. O'Keene unterbrach sie durch die Erzählung, wie der Flegel den Gegenstand zuerst erwähnt hatte; aber dies war in der dunkeln Zeit des Flegels gewesen und Doktor Gumbey hatte Nichts davon gehört. Dann erzählte der Irländer den Besuch des Sir Harrowby Trumps in der Expedition und die große

Bestechung, welche er angeboten hatte, um über verschiedene Punkte, von denen der eine die Grabsteingeschichte war, das Schweigen des Journals zu erkaufen.

Sobald O'Keene mit seinen Mittheilungen zu Ende war, trat eine neue Pause ein. Dann sagte Spiffler:

„Hatten Sie zur Zeit des Todes der Madame Werwold Verdacht, daß ein schlimmes Spiel getrieben worden sei?“

„Damals nicht,“ sagte der Doktor; „jetzt allerdings.“

Es entstand wieder eine lange, stumme Pause.

„Kehren Sie heute Abend nach London zurück?“ fragte der Doktor Gumbey.

Spiffler antwortete bejahend.

„Dann werde ich mit Ihnen gehen,“ sagte Gumbey; „ich bin nicht geneigt, mir gerade wegen der Angelegenheiten anderer Leute viel Mühe zu machen; aber hier sind Umstände im Spiele, die alle Regeln durchbrechen und alle Gewohnheiten umwerfen.“

Hierauf wurde O'Keene ausgesandt, um nach einer Extrapostchaise zu sehen. Während seiner Abwesenheit schien Doktor Gumbey in Gedanken versunken zu sein. Endlich nahm er Spiffler's Arm und zog ihn in eine Fensternische.

„Sind Sie mit Lorimer persönlich bekannt?“

Spiffler sagte, daß er ihn zuweilen gesehen habe.

„Sie haben auch den alten Mann, die Person, welche sich Werwold nannte, gesehen?“

„Gewiß,“ antwortete Spiffler.

„Ich habe Ihnen gesagt,“ fuhr Gumbey fort, „daß es ungefähr dreiundzwanzig Jahre her ist, seit Madame Werwold mit Hinterlassung eines Knaben starb. Lorimer kann nicht viel jünger oder viel älter sein. Sie haben ihn gesehen, finden eine Aehnlichkeit zwischen seinen Zügen und denen —“

Spiffler erfaßte den Arm des Doktors und das Blut stieg ihm in's Gesicht.

„Nein, nein!“ murmelte er, „es ist zu entsetzlich, um wahr zu sein.“

„Junger Mann,“ sagte Gumbey feierlich; „es giebt auf dieser Welt Dinge, die zu entsetzlich sind, um unwahr zn sein.“

Während sie in der Abendkühle nach der Stadt fuhren, kamen sie in einem Plane über ihr Verfahren überein.

Doktor Gumbey erinnerte sie, daß der Verdacht, welchen sie hegten, daß die ganze Anklage nur die Folge eines Complottes sei, ihnen Nichts helfen würde, so lange sie nicht legale Beweise dafür hätten. Um ein sorgfältiges und strenges Untersuchungssystem eintreten zu lassen, war keine Zeit mehr vorhanden. Es

wurde daher beschlossen, Werwold persönlich gegenüber zu treten. Gumbey hoffte auf das Resultat einer directen Anschuldigung gegen den alten Mann, daß er vor zwanzig Jahren seine Frau ermordet habe, und daß er jetzt einen legalen Mord seines Sohnes herbeizuführen suche. Wenn die Sache sich so verhielt, wie sie glaubten, war es mehr wie wahrscheinlich, daß die Erschütterung der doppelten Anklage einen Eindruck hervorbringen würde, welchen sie benutzen konnten. Auf jeden Fall schien der Plan ausführbar zu sein.

Spiffler hatte nicht versäumt, sich über Das, was Werwold that, in Kenntniß zu erhalten, und es ergab sich, daß er in der letzten Zeit gewohnt gewesen war, jeden Abend und einen Theil der Nacht in seinem Hause zuzubringen und es nur zu einer vorgerückten Stunde zu verlassen.

Es wurde daher beschlossen, ihm spät in der Nacht vor der Gerichtsverhandlung entgegenzutreten.

„Apropos,“ sagte Gumbey, „ich kenne einen alten Burschen, der gerade hinter Werwold's Hause wohnt. Er ist mir durch Lorimer bekannt geworden. Er war der Kapitain der Yacht des armen Clement und hieß Blackey. — Ich weiß, daß es ihn nur zu glücklich machen wird, Etwas für seinen alten Herrn zu thun. Wie wäre es, wenn wir uns in seinem Hause ein

Rendezvous gäben. Er nennt es den Klipper. Es ist ein curioses kleines Gebäude aus altem Schiffs- und Bootsmaterial, und über ihm steht eine hohe Flaggenstange, die er den Fockmast des Klippers nennt."

Spiffler und O'Keene willigten ein, sie fuhren eine Zeitlang schweigend zusammen hin, und als sich das Abenddunkel herabsenkte, umschimmerten sie die Lichter der Londoner Vorstädte.

Funfzehntes Kapitel.

Das Buch mit den eisernen Haspen.

Die Tage gingen langsam vorüber und immer noch lag Marion Esk in jener wunderbaren Erstarrung auf dem Bette, wohin sie Benosa gelegt hatte.

Ihre lebenden, aber unbeweglichen Glieder waren hilflos ausgestreckt, ihr Gesicht emporgekehrt und eben so weiß, wie die Kissen, auf welchen sie lag. Der helle Sonnenschein strömte durch die Gartenbäume in das Zimmer; das weiße Mondlicht kam des Nachts, der Wind klapperte mit dem Fenster — der Regen schlug an die Scheiben — alle die tausend Erscheinungen des Lebens der Welt umspielten das bewegungslose Wesen, in welchem alles Leben auf eine Zeitlang suspendirt schien.

Dessenungeachtet begann die schlafende Seele

weniger tief zu schlummern. Es regte sich in den Tiefen des Daseins. Marion begann zu finden, daß das Gefühl, welches das Bewußtsein erregte, schärfer und besser umgränzt wurde. Der Tag schien heller durch ihre geschlossenen Augenlider und die Nacht war ihr dunkler. — Sie begann eine Empfindung von unaussprechlichem Entsetzen zu haben, das sich mit der Idee vermischte, daß für ihren Geliebten mit ihrem eigenen Weh, Schmerz und Unglück verbunden sei.

Auch das Bewußtsein äußerlicher Dinge wurde immer lebhafter und lebhafter.

Von Zeit zu Zeit bemerkte sie, daß Jemand im Zimmer war. Sehr bald begann sie die Zwischenräume zu berechnen und sie mit den Zeiten des Tages und der Nacht zu vergleichen. So erkannte sie, daß des Tages einmal nach dem Dunkelwerden ein Mann zu ihr kam, der den Bettvorhang zurückzuziehen und auf sie zu blicken schien; dann entfernte er sich nach einem kurzen Zeitraume wieder und es erfolgte eine lange Ruhe.

Die Zeit der Helligkeit war der Erstarrten besonders lebhaft vorgekommen und das darauf folgende Dunkel war verhältnißmäßig dicht.

Sie hatte den ganzen Tag über Etwas, wie einen innern Schauer gefühlt, der klopfend von ihrem Herzen bis in ihr Gehirn zog. Nach einem jeden solchen

Schauer schien die Macht des Willens stärker zu werden, und endlich sagte nach einem Anfall von krampfhafter innerlicher Bewegung der Wille zu den Muskeln der Augenlider: Bewegt euch! — und siehe da, die Muskeln bewegten sich.

Ein seltsames Zucken der Freude und ein Gedankenstrom überfloß das wache Gehirn. Marion fühlte, daß der Dämon, unter dessen Joch sie so lange geschmachtet hatte, seine Gewalt zu verlieren begann.

Ihre Augenlider gehorchten ihrem Willen; sie konnte sie öffnen und schließen. Dann bewegten sich die Zungennerven und sie begann still vor sich Worte zu bilden. Als eine Minute nach der andern verging, arbeitete das Gehirn klarer und schneller; aber diese erweckte Fähigkeit warf nur auf die Gegenwart und auf den Theil der Vergangenheit, welcher vor dem Anfange der Erstarrung lag, ihr Licht; der Zwischenraum war ein schwarzer Flecken auf dem durchsichtigen Geiste.

Die nämlichen Ideen, welche Marion während seiner Dauer gehabt hatte, verblichen, als sie allmählig zur vollen Erinnerung an Dasjenige gelangte, was vor dem Abend des Matrimonio segreto vorgefallen war, und zu gleicher Zeit erkannte, was im gegenwärtigen Augenblicke vorging. Zwischen diesen beiden Perioden lag ein tiefer Abgrund.

Und die Zeit des nächtlichen Besuchs kehrte wieder.

Marion Esk beschloß weislich, kein Lebenszeichen zu geben. Sie hörte Schritte im Gange; die Thür öffnete sich — ein Licht schimmerte, die Schritte erschollen im Zimmer, die Vorhänge raschelten, als ob sie zurückgezogen würden. Sie vernahm ein tiefes, leises Athmen, und dann ein Knacken von Fingern, als ob eine Person heftig die Hände ringe; dann fielen die Vorhänge wieder, Schritte erschollen abermals, die Thür schloß sich und dann trat Schweigen und Ruhe ein.

Es verging eine Stunde, ohne daß Etwas geschehen wäre; dann begann Marion Esk eine glühende Hitze zu fühlen, die vom Kopf und Körper nach den Extremitäten schoß. Es war die Rückkehr der Lebenswärme. Der Schmerz war ungeheuer; jede Muskel und Nerve zuckten, als ob sie einem lodernden Feuer ausgesetzt gewesen wären.

Personen, die vom Ertrinken gerettet worden sind, haben oftmals ein analoges Leiden beim Wiedereintreten der Luft in die Lungen beschrieben. Aber mit dem Schmerze kam auch die ungehemmte Ausübung der Muskelkraft. Es schien, als ob ein Feuer die Glieder versenge und die Bande, welche sie festhielten, verzehre.

Allmählig erreichte die Empfindung ihren Höhe=

punkt und umhüllte den ganzen Körper, dann bewegte die Patientin langsam und peinlich ihre Glieder. Der Hauptkanal der Nervenkraft, das Rückgrat, schien noch unberührt zu sein. Plötzlich schoß ein Gefühl wie eine Feuersäule von dem Gehirn herab. Die Leidende sprang mit einem Satze und einem leisen, dumpfen Schrei im Bette empor, breitete ihre Arme aus und ihre Augen öffneten sich weit; die durch das lange Liegen hervorgebrachte natürliche Schwäche triumphirte jedoch über die Aufregung des Augenblicks und die Patientin sank wieder auf die Kissen nieder.

Der Moment der unwillkürlichen Bewegung des ganzen Körpers war jedoch der Wendepunkt der Krisis gewesen. Der momentane Schmerz, welcher eben so heftig war, wie die Anwendung eines glühenden Eisens, verging fast ebenso schnell. Die allgemeine Empfindung der Hitze wurde weniger und weniger heftig und ging in eine schöne Wärme über, welche allmählig den ganzen Körper durchzog. Dann stahl sich das Gefühl einer genußreichen Mattigkeit über die Muskeln, der Schweiß brach aus allen Poren hervor, und eine Viertelstunde darauf erhob sich Miß Esk schwach und schwindlig, aber im Besitz ihrer Geistes- und Körperfähigkeiten von ihrem Leidensbette.

Anfangs versuchte sie vergebens, zu stehen, das Zimmer drehte sich um sie im Kreise, und sie fiel auf

einen Stuhl am Fenster nieder. Der Vorhang war halb zurückgezogen und sie blickte auf die Nacht hinaus. — Sie war träumerisch und ruhig und von Mondschein erfüllt.

Vor dem Hause erhoben sich dunkle Bäume, deren hohe Aeste von dem kalten Lichte versilbert wurden, und durch eine Allee sah sie einen hohen weißen Mast, wie den eines Schiffes, in die Luft emporragen. Marion Esk blieb beinahe eine halbe Stunde bewegungslos mit auf den heitern Himmel gehefteten Augen stehen und athmete entzückt die kalte thauige Luft, welche zu dem halboffenen Fenster hereinströmte, ein. Dann wendete sie sich plötzlich, wie von einem bittern Gedanken ergriffen, um.

Unter dem über ihre Schultern geworfenen Shawl waren weiße Grabgewänder sichtbar. Sie schaute sich hastig um. Der Mond fiel in das Zimmer und sie sah einen Haufen von ihren eigenen Kleidern, die Benosa, wie sich der Leser erinnern wird, aus dem Zimmer in Abingdon Street mitgenommen hatte, auf dem Boden liegen.

Mit zitternder Hand legte sie hastig das Einfachste und Wärmste an, hüllte darauf einen Shawl um Kopf und Schultern und blieb in der Mitte des Zimmers stehen, um mit ihren Gedanken zu berathen.

Wo war sie? — in wessen Macht? — in wel-

cher Absicht war sie entfernt worden? — wie lange hatte sie bewußtlos dagelegen? — wo waren ihre Freunde? — wo war Lorimer? Diese Fragen blitzten in einem verwirrten Sturme durch ihr schmerzendes Gehirn. Bis jetzt konnte sie noch nicht denken — sie konnte nur fühlen. Ihr Geist war ein Chaos von stürmischen Bewegungen. Man wird sich erinnern, daß ihr keine von den Empfindungen, die sie in ihrer Erstarrung gehabt hatte, im Gedächtniß geblieben war.

Die Periode jenes räthselhaften Schlafes war jetzt zu einer traurigen Oede geworden; sie erinnerte sich nur an das vorher Geschehene und wußte nur was jetzt vorging. Allmählig begann die Furcht über sie zur Herrschaft zu gelangen. Welche Schrecken konnte sie nicht von Denjenigen erwarten, in deren Gewalt sie sich befand!

Flucht — Flucht — schnelle Flucht war ihr einziges Auskunftsmittel — Flucht irgend wohin — Flucht in weite Ferne.

Es gab für sie nicht eher Sicherheit als bis Meilen zwischen ihr und ihrem Gefängniß lagen. Dann durchschritt sie eifrig, aber vorsichtig das Zimmer. Sie blickte aus dem Fenster — unter ihr lag ein schwarzer Abgrund von unbekannter Tiefe.

Dann lauschte sie.

Im Hause wie in der Nacht herrschte Stille — sie ging geräuschlos bis an die Thür und untersuchte dieselbe.

Sie war nicht verschlossen — vor ihr lag ein dunkler Corridor, welcher mit einer Treppe endigte, auf die durch ein kleines Fenster das Mondlicht schien.

Miß Esk tastete sich an der Mauer hin und schritt vorsichtig durch die Dunkelheit. Auf dem Boden lagen dicke Teppiche und sie bewegte sich geräuschlos, wie ein Geist der Luft.

Sie hatte beinahe die Treppe erreicht, als sie schwach ein leises Murmeln tönen hörte.

Miß Esk blieb mit unterdrücktem Athem, und einem Herzen, welches heftig und peinlich klopfte, stehen, und lauschte. Der Ton war die tiefe Baßstimme eines murmelnden und eintönig lesenden Mannes. Den eigenthümlichen Schall dieser Stimme hatte Miß Esk, wie sie fühlte, bereits gehört. Sie sah aus dem untern Stockwerk einen schwachen Lichtstreifen dringen; sie stieg Stufe vor Stufe die Treppe hinab. Endlich stand sie am Fuße derselben und sah, von wo das Licht kam. Es drang aus einem kleinen Zimmer durch ein Vorgemach und einen kurzen Gang. Die Thür des Vorgemachs stand weit offen, die des innern Gemachs angelehnt und durch die schmale Oeffnung sah Miß Esk Bücherreihen auf Regalen und einen Theil einer

dunklen Oeffnung mit massiven Thüren in der entgegengesetzten Wand.

Aus diesem Zimmer kam das Licht und erscholl die Stimme des Lesenden.

Von einer Alles überwältigenden Neugier getrieben, stahl sich Miß Esk an die Thür des inneren Zimmers; die leisen Töne waren ihr bekannt, es waren diejenigen, welche ihr im Hause in Abingdon Street geboten hatten, den Trank einzunehmen, von welchem sie in jenen furchtbaren Schlaf versetzt worden war.

Im nächsten Augenblicke war sie dicht neben der angelehnten Thür auf ihre Kniee gesunken. Sie war ihrem Feinde nahe und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf seine Stimme; sie lauschte und verstand sie.

Obgleich Miß Esk keine vollkommene Kenntniß des Italienischen besaß, wußte sie doch erst später, als sie sich alle Umstände der Scene in's Gedächtniß zurückrief, daß sie italienische Worte gehört hatte. Es entging ihr keine Sylbe; das angespannte Gehirn zwang die Erinnerung, seinen Geboten zu gehorchen, und triumphirte über Schwierigkeiten, welche sonst unüberwindlich gewesen sein würden. Miß Esk vernahm zitternd, aber an die Stelle, wo sie war, gefesselt, die folgenden Worte:

„Die Vendetta ist von Raphael Venosa zwischen

den Familien des besagten Raphael Benosa und Stephan van der Stein und ihren spätesten Nachkommen, in welchem Zeitalter sie auch leben, und in welchem Lande sie auch sein mögen, erklärt worden, die höchste Vendetta, die nicht blos den Körper, sondern auch die Seele tödten will, und die existiren wird, bis die letzte Person, die in ihren Adern einen Tropfen des Blutes der van der Stein trägt, von der Erde verschwunden sein wird.

„Am ersten Mai im Jahre **1610** in der ersten Stunde des Tages starb Stephan van der Stein, das erste Opfer der Vendetta. Er starb in der Kraft des Mannesalters, und die Stunde des Todes war zu einer Krisis in seinem Schicksal angesetzt, so daß sein Verlust die Familie wahrscheinlich in Armuth stürzen wird. Er wurde durch die Vermittelung Raphael Benosa's, des ersten Ausübers der Vendetta, getödtet.“

Ein plötzlicher Blitz geistigen Lichtes zuckte durch das Gehirn der Horcherin und blendete und verwirrte ihren Verstand. Sie fühlte, daß sie die Geschichte ihrer eigenen Familie zu begreifen begann, daß ein dunkles Räthsel, welches mehreren Generationen ihres Blutes ungelös't überliefert worden war, seine Lösung erhalten sollte. In ihrer Aufregung konnte sie eine kleine Bewegung nicht unterdrücken, und ihre Kleidung raschelte.

Die Stimme des Lesenden hielt augenblicklich inne, es trat eine kurze Pause ein, und sie hörte eine Bewegung, als ob sich Jemand auf einem Stuhle umdrehe.

Kurz darauf wurde das Lesen wieder begonnen, aber mit so leisem Tone, daß die Lauscherin, obgleich sie alle ihre Gehirnnerven anstrengte, nur unzusammenhängende Worte und Bruchstücke von Scenen erfassen konnte; aber sie erzählten stets eine schwarze Todesgeschichte. Das Buch, dessen Inhalt vorgelesen wurde, schien eine ungeheure Sammlung von Todesurtheilen und Berichten, wie diese Urtheile ausgeführt waren, zu sein. Jedes Mal war ein Benosa der Henker, und ein van der Stein das Opfer gewesen.

Während die schwarze Liste gelesen wurde, lehnte Miß Esk bleich und zitternd an der Wand, und bot alle ihre geschwächten Kräfte auf, um den Sinn der zusammenhangslosen Worte, die sie hörte, aufzufassen.

Endlich verklang Benosa's Stimme. Die Lauscherin hörte das Knistern von Papier und darauf sagte er:

„Ein Jahrhundert der Rache und des Verbrechens! wie beginnt der folgende Cyklus."

Darauf begann er von Neuem zu lesen.

„Am zwanzigsten Tage des September im Jahre 1710 ist sichere Nachricht von dem Tode von Louisen

van der Stein, einer Passagierin des Schiffes St. Nicolaus, nach Europa gekommen. Folgendes ist aus dem Schiffstagebuch des St. Nicolaus, in der Handschrift des Capitain Schlossejib:

„12ten Juni, ein Uhr Nachmittags. Cours westlich. Starker Wind aus Westnordwest mit Windstößen und Regen. Hoher Wellengang. Ueber Bord Mademoiselle Louise van der Stein, Cajütenpassagierin, die bei einem plötzlichen Kentern des Schiffes zufällig von der Hinterdeckgallerie in das Meer fiel.

„Louise van der Stein wurde durch Vermittelung Hugo Benosa's, des vierten Ausübers der Vendetta, getödtet.“

Ein seltsames gespenstisches Schaudern bemächtigte sich der Zuhörerin und sie zitterte heftig.

So wurde ihr also nach mehr als einhundertundzwanzig Jahren der Grund des Anschlags auf das Leben Louisens van der Stein offenbart. Es war nicht mehr als natürlich, daß Marion Esk sich zu dem gegenwärtigen Opfer bestimmt hielt und glaubte, daß die ihr zugefügten Uebel nur das Vorspiel von noch über ihrem Haupte schwebenden, entsetzlichern Unglücksfällen seien.

Die Idee, daß ihre Entfernung nur das Mittel zu einem mit ihrer persönlichen Sicherheit außer Zusammenhang stehenden Zwecke war, konnte ihr bei ihrem

damaligen Zustande des Wissens nicht im Geiste aufsteigen. Sie hielt sich für den Gegenstand eines räthselhaften Hasses, welcher seine Opfer Jahrhunderte lang verfolgte und den Schritten der ahnungsvoll Fliehenden nachspürte, bis der Augenblick der Rache erschien. Sie nahm stumm von Allem Abschied, der Kopf sank ihr schwer auf die Schulter und sie wurde von einer Art von Betäubung ergriffen, während jene schaurige Grabesstimme immer noch in ihren Ohren widerhallte.

In dem Augenblicke, wo die Stimme schwieg, wurde sie durch die Stille wieder zu sich gerufen. Nach einer kurzen Pause fuhr der Lesende fort und Marion hörte mechanisch zu:

„Vor dreiundzwanzig Jahren sagte ich, als ich den Eintrag in dieses Buch machte, zu mir: der Vorletzte. Jetzt ist die Zeit erschienen, um den letzten Eintrag zu machen.“

Hierauf schrieb er in italienischer Sprache folgende Sätze, welche er zu gleicher Zeit vor sich hinmurmelte:

„Am dritten September des Jahres 1823. An diesem Tage existirt in der Welt nur Eine Person, in deren Adern ein Tropfen des Blutes der van der Stein fließt. Mit diesem Blute vermischt sich das der Benosa's. Es ist daher das letzte und größte Opfer. Heute liegt er im Gefängniß und morgen wird er vor Gericht gestellt, und angeklagt werden, ein Mädchen,

Namens Marion Esk, ermordet zu haben. Der Name, unter welchem er bekannt gewesen ist, war Clement Lorimer.“

Die Stimme schwieg, und Marion erhob sich, wie mit übernatürlicher Kraft begabt, von der Erde. Sie stand aufrecht mit blitzenden Augen und gesträubten Haaren da. Das schwache Licht fiel auf sie, und sie war wie von einem andern Geiste erfüllt.

Ohne sich zu besinnen, ging sie auf die Treppe zu; sie erstieg die Stufen langsam und mit einer mechanischen Sicherheit des Fußes wie eine Nachtwandlerin, schritt durch den Corridor, trat wieder in das Zimmer, worin sie gefangen gewesen war, riß das Fenster auf und blieb an ihm stehen, als ob sie in das Dunkel hinabspringen wollte.

In diesem Augenblicke drang von unten ein Flüstern zu ihr herauf. Marion's Nerven waren auf das Aeußerste angespannt, und sie hörte eine Stimme sagen:

„Da — da ist sie wieder. Nun, Capitain Blockey, die Leiter.“

Vor dem Fenster stand ein Baum, und seine vom leisen Nachtwind bewegten Zweige schlugen an die untern Scheiben; durch diese Zweige wurde plötzlich der obere Theil einer Leiter sichtbar und lehnte sich leise an das Fenstersims. Marion erwartete leise, was

daraus werden sollte. Im nächsten Augenblicke kam der Kopf eines Mannes über das Laub herauf.

„Wer sind Sie?“ fragte er leise.

„Eine Hilfsbedürftige,“ erwiderte sie im gleichen Tone.

Der Mann kletterte schnell die Leiter hinauf und trat in das Zimmer. Er war eine breitschultrige, muskulöse Figur und wie ein Seemann gekleidet. Das Licht des Mondes fiel auf sein Gesicht — es war braun und trug einen erschreckten Ausdruck.

„Retten Sie ihn,“ sagte Miß Esk.

„Wen?“

„Clement Lorimer,“ erwiderte Marion.

„Wie kann ich es thun?“

„Indem Sie mich retten.“

Er ergriff ohne ein weiteres Wort die Hand der Dame, und sie betrat die Leiter, die Aeste bewegten sich um sie, während sie hinabstieg.

Die Leiter umstand eine Gruppe von drei Personen. Es waren Spiffler, O'Keene und Doctor Gumbey.

„Wer — wer ist das?“ flüsterten sie Alle.

Capitain Blockey ließ die Laterne in Miß Esk's Gesicht blitzen. Keiner von den Anwesenden erkannte sie. Sie stand stumm und unbeweglich wie eine Nachtwandlerin unter ihnen.

„Halt," rief Blockey, „ich habe das Gesicht schon gesehen."

Das braune Antlitz des Seemannes erbleichte bei diesen Worten.

„Ihr Mächte des Himmels," sagte er, „hat das Grab seine Opfer herausgegeben?"

„Wer, wer ist sie?" riefen die drei eifrig.

Sie antwortete: „Mein Name ist Marion Esk. Ich stehe lebend hier, Clement Lorimer ist unschuldig."

Man konnte auf einen Augenblick die tiefen Athemzüge der Männer hören, die vor Erstaunen verstummt, die Dame umstanden. Plötzlich sank sie unter ihnen nieder. Die überreizte Natur verlangte ihre Rechte — sie war ohnmächtig geworden. Die Männer hoben sie sorgfältig und ehrerbietig auf, und trugen sie im Schatten der Bäume hinweg.

Sechzehntes Kapitel.

„Wie sagen Sie, meine Herren, schuldig, oder unschuldig?“

Der Morgen der Gerichtsverhandlung erschien.

Rund um das geschwärzte Gefängniß war Leben, Besorgniß und Erwartung, durch die anstoßenden Straßen drängten sich große Menschenmassen. Alle Wirthshäuser waren überfüllt. Colporteure schrieen falsche Geständnisse und Blätter mit ausschließlichen Nachrichten, welche in St. Giles erfunden worden waren, aus; aber alle wurden eifrig gekauft, gelesen und besprochen. Der Gerichtshof sollte um neun Uhr eröffnet werden.

Eine Legion von Polizeidienern bahnte mit Mühe einen Weg für die Equipagen der Beamten, welche kamen, um dabei den Vorsitz zu führen. Als sie vor=

über fuhren, schwankte die Menge rückwärts und vorwärts um die dunkeln Bollwerke von Newgate, welche sich in titanischen Massen über die aufgeregten Menschenwellen erhoben.

Der Prozeß war einer von denen, welche die Aufmerksamkeit von ganz London erregen; phantastische Gerüchte flogen von Mund zu Mund; es wurden Wetten über das Urtheil angeboten und angenommen. Lorimer hatte seine enthusiastischen Anhänger und seine entschiedenen Feinde. Sie besprachen jeden Punkt der Zeugenaussagen, so weit sie bekannt waren, disputirten laut — lärmend — zornig darüber. Aus offenen Fenstern schrieen Männer ihre Ansicht den auf der Straße stehenden Freunden zu. Zuweilen erhob sich ein rauhes, wieherndes Gelächter über einen rohen Witz — zuweilen erscholl ein Hurrahruf, während der Staatswagen eines Citypotentaten langsam vorüberrollte. Es war eine Scene voll wiehernder Aufregung.

An der St. Sepulchre Kirche hatte es eben neun Uhr geschlagen, als man von beiden Seiten der schmalen Straße her ein lautes Geschrei vernahm. Mächtige Placate erhoben sich schimmernd über den dunkeln Menschenmassen, bahnten sich allmählig einen Weg und trafen mit einander zusammen, worauf sie der Straße entlang eine Linie bildeten. Jedes von den Placaten

umstand ein Kreis von erstaunten Streitern. Denn auf jedem waren in mächtigen Buchstaben folgende Worte gedruckt:

„Der Flegel!“

„Das Urtheil wird „nicht schuldig“ heißen.“

„Die außerordentlichsten Aufschlüsse stehen bevor.“

„Sobald das Urtheil gefällt ist, wird eine spezielle, außerordentliche Ausgabe des Flegels mit ausschließlichen Mittheilungen über den unerhörtesten, diabolisch'sten Racheplan, welcher je entworfen worden ist, herausgegeben werden!“

Die Träger dieser Ankündigungen wurden zu wiederholten Malen von der Polizei angegriffen; aber sie bestanden auf ihrem Rechte, dieselben zu zeigen. Die sie umstehende Menge warf den Leuten des Flegels abwechselnd Beifalls- und Schmähworte zu. Die Placate wurden abwechselnd Mystificationen, schmähliche Kunstgriffe und wahre Ankündigungen genannt, in welche das vollkommenste Vertrauen zu setzen sei.

An den Zugängen des Gerichtshofes kämpfte die

Menge wie rasend um Einlaß. Auf der schmalen Steintreppe fielen Menschen in Ohnmacht, und wurden mit Füßen getreten, Andere zwängten sich nach stundenlangem Ringen hinein, der düstere Saal war eine einzige Masse begieriger Zuschauer.

Die einzigen leeren Plätze, auf welchen das Auge ruhen konnte, waren die Purpursitze der Richter auf der Bank und die Einfriedigung hinter den Verbrecherschranken.

Durch den Gerichtssaal erscholl ein fortwährendes Summen begieriger Erwartung. Die äußern Enden der Richterbank waren mit eifrigen Zuschauern — Potentaten der City und des Westend — gedrängt. Die Frauen von Aliennännern und Pairessen gaben einander Rippenstöße; in dem viereckigen Raume, welcher der Advocatur angewiesen ist, war eine größere Anzahl von Talaren und Perrücken zusammengedrängt, als sich je zu gleicher Zeit darin befunden hatten. Das Pult der Berichterstatter war so umlagert, daß die Zuschauer sich wunderten, wie darin Bleistifte gebraucht werden konnten. Selbst die gebieterischen Befehle der Sheriffe waren nicht hinreichend, um die Gänge frei zu erhalten, während die Galerie eine einzige Masse von dicht zusammengeschichteten menschlichen Wesen war.

Und unter der Menge befand sich ein Mann, auf welchen sich von Zeit zu Zeit viele Augen hefteten.

Sie blickten wegen der gespenstischen Blässe seines Gesichts und des ungewöhnlichen Blitzens seiner großen, dunkeln Augen auf ihn. Er wurde von einem langen Ueberrocke umhüllt, und sein lockeres Halstuch war in einen breiten Knoten geknüpft, welcher theilweise sein Gesicht verbarg.

Aber die größte Eigenthümlichkeit dieses Mannes war die außerordentliche Lebhaftigkeit, welche er zu haben schien, nach Belieben durch den Menschen gedrängten Gerichtshof zu wandern. Bald sah man ihn vor der Richterbank, wo er auf die leeren Plätze stierte, bald sah man ihn neben den Geschworenen-Bänken, wo er spähend in die Gesichter der Zwölf sah, bald glitzerten seine Augen aus einer Ecke des Gerichtshofes hervor, wo er sich verstecken zu wollen schien.

Nach einiger Zeit entstand ein lautes Geräusch und der Ruf: „Stille!“ wurde erhoben. — Die Richter kamen in den Saal. Die Anwesenden standen auf, als zwei ernste Männer in Scharlachgewändern feierlich auf die Bank zuschritten und die stumme Begrüßung der Advocaten erwiderten.

Dann wurden einige gewöhnliche Formen durchgemacht, während welcher das Murmeln der Erwartung ungehemmt den Gerichtshof durchbraus'te. Es verwandelte sich in die tiefste Stille, als eine Bewegung

hinter der Verbrecherschranke sichtbar ward, und der Angeklagte vor seinen Richtern stand.

Clement Lorimer war bleich, sehr bleich, aber er trat mit hellem Auge und festem Schritte und mit einer Hand, die eben so wenig zitterte, wie das Holzwerk, welches sie erfaßte, vorwärts. Vor ihm — unter ihm — blitzte die furchtbare Constellation von auf ihn gehefteten Augen —; aber seine Haltung war kühn, und sein Muth hoch, und er wendete sich langsam um und gab ihnen Blick für Blick zurück.

Ein Murmeln der Theilnahme durchlief den Gerichtshof.

Sobald es sich stillte, begann die Verhandlung. Jetzt war das Schweigen, welches unter der gedrängten Zuhörerschaft herrschte, beinahe ominös. Die leisen Stimmen der Gerichtsbeamten, welche die nöthigen Präliminarien durchmachten, das Rascheln des Papiers, als die Zeugenaussagen und Acten durchblättert wurden, erscholl mit unnatürlicher Deutlichkeit. Dann sprach der Angeklagte die zwei Worte, welche Viele in und außerhalb des Gerichtshofes trotz des Scheins dagegen fest und rückhaltlos glaubten. Seine Stimme war leise, aber ohne Beben und deutlich, als er die ersten Worte sprach, und ein zweites leises Murmeln der Theilnahme erhob sich, als Lorimer mit auf die seiner Richter gehefteten Augen sagte:

„Nichtschuldig!“

Jetzt begann der Advocat für die Anklage seine Eröffnungsrede. Sie war nicht lang, aber ausführlich und für Viele überzeugend. Die Beweiskette wurde aufgerollt und Glied für Glied dargelegt.

Es war eine klare Aufzählung von auf einander folgenden Thatsachen, welche durch ein Band der strengsten, logisch'sten Schlüsse verknüpft wurden. Jeder einzelne Umstand schien natürlich aus einem andern Umstande aufzuwachsen, und eben so natürlich dem darauf folgenden seinen Ursprung zu geben.

Wie dem Redner die Sätze von den Lippen strömten, sahen seine Zuhörer einen großen Plan aufwachsen, sahen die Wolken aus einem großen Gebäude des Verbrechens emporsteigen und erkannten Schritt für Schritt die Existenz und Einheit des Ganzen.

Sobald die Eröffnungsrede beschlossen war, traten die Zeugen, welche sie bestätigen sollten, einer nach dem andern auf. Der Eindruck im Gerichtshofe wurde dem Angeklagten ungünstig. Viele, die ihn mit Theilnahme betrachtet hatten, schauten mit verlängerten, düstern Gesichtern darein; jeder Pfad, der zur Möglichkeit der Unschuld führen konnte, schien unbedingt verschlossen zu werden. —

Ueber der Richterbank und den Zuschauern hing ein brütendes geistiges Düster. Nur ein Einziger

schien unerschrocken zu sein — nur ein Auge verlor nichts von seiner muthigen Zuversicht — nur eine Hand verlor nichts von ihrer Festigkeit — Lorimer war muthig, denn er war unschuldig.

Zuerst wurde im Gerichtshofe der Tod der Dame erzählt. Sie war an dem Tage ihres Todes bei gewöhnlicher Gesundheit gewesen — der leichte Kopfschmerz, über welchen sie klagte, wurde nicht erwähnt. — Sie war an dem Abend allein geblieben; bei zufälligem Eintritt eines Dieners in das Zimmer wurde sie in leblosem Zustande gefunden. Man rief ärztliche Hilfe herbei; dieselbe war nutzlos — sie war todt. —

Was hatte sie getödtet? Die mechanischen Mittel des Todes waren unverkennbar — eine verdünnte Säure von der heftigsten Art war kaum auf ihren Lippen trocken geworden — der Geruch, welcher das Zimmer erfüllte — ein Bitter-Mandelgeruch, erzählte seine eigne Geschichte. Vor dem Opfer stand ein halb geleertes Weinglas. Sein Inhalt wurde analysirt, und es fand sich, daß er vollkommen mit der Feuchtigkeit auf den Lippen übereinstimmte. In jenem Glase war Flüssigkeit genug vorhanden, um mehrere kräftige Männer zu tödten.

Die Dame war an Gift gestorben.

Wer hatte sie zum letzten Male lebend gesehen?

Die beiden Mitglieder der Familie, in welcher sie e , hatten sie bei guter Gesundheit verlassen. Nur eine einzige Person hatte sie nachher noch lebend erblickt. Diese Person war der Angeklagte. Auf ihm lastete die Verbindlichkeit, sich als unschuldig zu beweisen; aber er behauptete, sie ebenfalls bei guter Gesundheit verlassen zu haben. Von wem konnte daher der tödtliche Trank eingegeben worden sein?

Ein Fläschchen mit derselben Säure, wie die in dem Glase gefundene, war einem unbekannten Manne zu später Nachtzeit in einem obscuren Theile von London verkauft worden. Man hatte dies Fläschchen entdeckt und identificirt. Es wurde in der Tasche eines Ueberrocks in dem Zimmer, wo das Trauerspiel stattgehabt, gefunden. Dieser Ueberrock gehörte Lorimer — er gab es zu. Konnte aber das Fläschchen von einem Andern dorthin gesteckt worden sein?

Der Verkäufer des Giftes hatte den Angeklagten unter zwanzig Menschen als seinen unbekannten Kunden herausgehoben.

So war festgestellt, was das Gift, und theilweise auch, wer der Vergifter war. Es mußte jetzt ein Motiv auf Seiten des Letztern gesucht werden — auch dieses fand sich.

Er war ein ausschweifender Mann — ein Spieler von weder festen noch hohen Grundsätzen gewesen.

Verluste auf der Rennbahn hatten seine Finanzen in Unordnung gebracht, sein Ruin war durch das plötzliche Ausbleiben eines Einkommens, das er von Jugend auf genossen hatte, vervollständigt. Er sah sich nach Mitteln um, um seine verfallenen Vermögensumstände zu verbessern.

Der Zufall brachte ihn mit der Verstorbenen in Berührung. Er erlangte allmählig einen unbeschränkten Einfluß auf sie. Er überredete sie, ihr Leben im tiefsten Geheimniß vor ihren Gefährten bei drei verschiedenen Gesellschaften zu versichern. Ein früherer Genosse des Angeklagten, ein Mann von zweifelhaftem, unreputirlichem Charakter, war der Gehilfe bei diesem Geschäfte gewesen, und gegen ihn hatte der Angeklagte Winke fallen lassen, die, als sie später in Betracht gezogen wurden, auf die Begehung des Verbrechens, dessen er angeklagt war, hindeuteten. Die so erlangten Policen waren an Lorimer übertragen worden. In wenigen Tagen wurden sie daher durch das Ableben der Versicherten zahlbar.

Es war ein großer Theil des Tages vergangen, ehe die Sache so weit kam. Man hatte die Untersuchung Schritt vor Schritt mit dem athemlosesten Interesse verfolgt, und dann und wann, wenn irgend ein schwarzer Punkt gegen den Gefangenen bewiesen

wurde, war ein leises Stöhnen und Schaudern im Gerichtssaal laut geworden.

Auf allen Gesichtern lag Niedergeschlagenheit und Trübsinn; die Wenigen, welche Etwas sprachen, thaten es in dumpfen, ahnungsvollen Flüstertönen.

Es entstand eine momentane Pause in der Versammlung — eine Pause, wie sie dem Donner vorhergeht.

Plötzlich hörte man von außen ein Murmeln, welches anschwoll und im Gerichtshofe wiederholt wurde, und sich dann zu einem lauten, dumpfen Geschrei erhob, welches tausende von Stimmen immer näher und näher wiederholten, bis es die Luft durchzog, wie Orgelschall.

Unwillkürlich wurde jede Bewegung in dem Gerichtshofe gelähmt und jedes Flüstern verklang. Das Geschrei von außen schien durch die Gänge bis an die Thüren zu rollen; dann erschollen in den Corridoren laute Ausrufungen und scharfe Schreie. An der einen Thür entstand ein plötzliches Ringen und Drängen und es wurden laute Schläge gegen dieselbe geführt. Der vorsitzende Richter erhob sich; aber während er noch sprach, wurde die Thür weit aufgerissen und eine Gruppe von ringenden Gestalten versperrte auf einen Augenblick den Eingang. Dann kam ein verwirrter Anblick von ausgestreckten Armen und

begierigen Augen und ein Ausbruch von rasenden Ausrufungen; und dann machte sich von den Armen, die sie theils geführt, theils hereingetragen hatten, ein Mädchen los und eilte mit bloßem Kopfe, wallendem Haar und, durch das Gedränge, in welchem sie herbeigekommen war, zerrissenen Gewändern bis in die Mitte des Saales und rief mit einer Stimme, die sich hoch über den außerhalb noch immer brausenden Tumult erhob:

„Gerechtigkeit! — Gerechtigkeit, — ihr Herren! ich bin Marion Esk!“

In der ganzen Versammlung stand nur Einer fest und unerschütterlich da. Unter dem lauten Stimmengewirr, dem Schluchzen, den wilden Ausrufungen, den Schreien der Ueberraschung stand nur Einer stumm da: Clement Lorimer war wie eine Marmorbildsäule an den Boden gewurzelt.

Im ganzen Gerichtshofe waren die Bande des gewöhnlichen Anstandes zerrissen; die Thürhüter riefen mechanisch: „Stille!“ und: „Ordnung!“ aber Niemand achtete auf sie. Die Zuhörer hatten sich wie Ein Mann erhoben und drängten sich theilweise vorwärts, um das Mädchen zu erblicken, welches so plötzlich und, wie es schien, durch ein Wunder wieder lebend auftrat; aber die Gruppe von Männern, welche sie in den Gerichtshof geführt hatte, umkämpfte sie und

hielt den Raum um sie frei; nur eine einzige Person brach in denselben; es war eine Dame, die, ohne sich erinnern zu können, auf welche Weise, von der Bank, auf welcher sie in einer entfernten Ecke saß, sich ihren Weg bis an die Seite der Person gebahnt hatte, deren plötzliches Erscheinen die außerordentliche Scene verursacht hatte.

„Meine Marion! mein armes, gutes Mädchen! — sieh — sieh mich an! — laß Dich betrachten — bist Du es? — kannst Du es wirklich sein?“

Und Marion Esk fiel mit einem Freudenschrei an die Brust der guten Mrß. Pomeroy.

Der übrige Theil der Geschichte der Verhandlung braucht nur wenige Sätze in Anspruch zu nehmen. — Es blieb kein Schatten eines Zweifels über die Identität der jetzt im Gerichtshof erschienenen Marion Esk mit der Marion Esk übrig, welche angeblich von dem Angeklagten ermordet worden war.

Die Stimme des Advocaten für die Anklage, welcher entrüstet seine Acten zu Boden warf, wurde von der des Obmannes der Geschworenen übertäubt, welcher ein triumphirendes „nicht schuldig!“ schrie, und Beide verloren sich in dem mächtigen Hurrah, das die Freisprechung der Angeklagten begrüßte, und die Decke von dem Saale sprengen zu wollen schien.

Die Nachricht hatte sich wie der Blitz unter der

außerhalb befindlichen Menge verbreitet, und zehn Minuten darauf kämpften drei Viertel von Denjenigen, welche sich vor Newgate gedrängt hatten, um Einlaß in die Expedition des Flegels. Mr. Jorvey mit einer Menge von Gehilfen, unter denen sich auch Richard Flick befand, welcher in dem Verlagsdepartement Beschäftigung erhalten hatte, warfen feuchte, frisch aus der Presse kommende Massen des Journals unter ihre Kunden frei aus. Mr. Spiffler und die Herren Trotter und Sharpe beschäftigten sich eifrig mit der Verbreitung einer neuen Auflage, in der sämmtliche Umstände der im Gerichtshofe vorgefallenen Scene erzählt wurden. Mr. Gill Dumple flog mit dem noch nassen Manuscript zu den Setzern hinauf und Mr. Cornelius O'Keene haranguirte mit vor Freude und Aufregung purpurnem Gesichte die Menge von einem Fenster des ersten Stocks und declamirte die rührendsten von Moore's irischen Melodieen.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Ende des Buchs mit den eisernen Haspen.

In der Verwirrung, welche das merkwürdige Erscheinen der Miß Esk im Gerichtshofe hervorgebracht hatte, verschwand Benosa. Die Leute sprachen später von einem langen, gespenstisch-bleichen Manne, der seine großen Augen auf einen Moment mit bedeutungslosem Starren auf die ihren geheftet und dann an ihnen vorübergeeilt war. Viele wendeten sich um und wollten die seltsame Gestalt beobachten; aber Keiner konnte ihm mit den Augen folgen. Einem Jeden erschien er wie ein vorübergleitendes Gespenst.

Er war ebenso schnell verschwunden, wie man ihn gesehen hatte; auf einen Augenblick war das furchtbare Gesicht da gewesen, und dann strömten andere Gesichter über die Stelle, wo es sich befunden hatte, und der Beschauer kehrte sich in getäuschter Erwartung ab.

So eilte Benosa aus dem Gerichtshof und über die gedrängt volle Straße. Durch beide schien er zu gleiten, wie ein dunkler Schatten über ein Aehrenfeld. Die Menschen wichen vor ihm zurück. Es öffnete sich bei seinem Herannahen eine Gasse. Kein Einziger kannte ihn, aber er warf einen blitzenden Blick aus seinen tiefen Augen in die ihrigen, und sie wichen bei Seite und schauten ihm nach, während er seines Weges ging. Benosa hörte im Vorübergehen Ausrufungen der Verwunderung und Vermuthung. Zuweilen wendete er sich um, und schaute dreist Denjenigen, welchen sein Aeußeres auffiel, in's Gesicht; dann schrak er wieder zusammen und beschleunigte die langen regelmäßigen Schritte, die ihn nach dem Osten trugen. So durchwanderte er die menschenvolle City, ohne auf das um ihn Vorgehende zu achten, starrte aber, wenn er einen Gegenstand anblickte, mit der Wuth eines wilden Thieres darauf. Diejenigen, welche seinen Augen begegnet waren, sagten, daß sein Ausdruck schauderhaft gewesen sei.

Und den ganzen Weg über blieb er in dem gleichen hastigen Schritte, durchschritt die auf dem Trottoir stehenden Gruppen, als ob sie nicht da gewesen wären, und glitt, wie ein schwarzes Gespenst, über die Stellen, wo sich die Straßen kreuzten. Mehr als ein Dutzend Mal erhob sich das Geschrei: ein Mann überfahren! und die Menschen stürzten auf die Stelle zu; aber es

war kein Unfall geschehen; die fluchenden Kutscher erklärten, daß der Mann, wie es schien, unter den Hufen der Pferde hindurchgeschlichen sei.

So ging er durch die City — so folgte er der langen Whitechaplestraße mit ihrer bärtigen, orientalisch aussehenden Bevölkerung — so durchschritt er das Labyrinth von obscuren Straßen, wo die Abkömmlinge der hugenottischen Seidenweber wohnen, — so eilte er, ohne inne zu halten, ohne sich zu besinnen, vorwärts — vorwärts — vorwärts — und sein schnelles, sicheres Laufen endete nicht eher, als bis seine Schritte in einem schmalen Gäßchen widerhallten, über welches die Aeste von Obstbäumen hingen.

Hier war sein Haus, und er verschloß und verriegelte die schwere Thür in der Mauer hinter sich. Dann trat er in seine Bibliothek.

Der Nachmittag war ruhig und hell, Benosa blickte hinaus.

In den Zweigen der Bäume flatterten singende Vögel und muntere Sperlinge hüpften auf dem Rasen umher. Es war in der That ein heiterer warmer Herbsttag. Benosa saß in einem großen altmodischen Stuhle und blickte grimmig durch das Fenster hinaus. Er schien gelähmt und besiegt zu sein. Er machte nur mechanische Bewegungen. Zuweilen zuckten seine Lippen und es kamen gemurmelte Worte zum

Vorschein; aber sie waren völlig unverständlich. Auch auf dem Ausdrucke des Gesichts hätte man eine Veränderung bemerken können: die Wildheit der Mienen verließ es, aber mit ihr verschand auch der verständige Blick, der Gesichtswinkel veränderte sich ebenfalls; alle diese Symptome verkündeten, daß die so lange angespannten Fasern des Gehirns erschlafften und sich erweichten und die geheimnißvolle Heimath der Denkkraft auf ewig verlassen wurde. Die Augen nahmen einen verglas'ten Schimmer an und das Licht in ihnen erbleichte.

Die Stunden verstrichen, und der Rasende verwandelte sich in den Blödsinnigen.

Er saß bis Sonnenuntergang am Fenster. Das Einbrechen der Nacht schien ein Gegenstück zu der Verdunkelung seines Geistes zu sein. — Es war, als ob der Unglückliche dies fühlte, denn er schüttelte langsam und trübe den Kopf, dann ließ er ihn auf seine Brust sinken, faltete seine Hände und saß bewegungslos und, wie es schien, in dem Entschwinden des Verstandes aus seinem Heiligthum da.

Und so senkte sich die Dunkelheit schweigend herab. Aber der Geist verläßt ebenso wenig, wie das Leben, seine Besitzer nicht ohne einen Kampf. Plötzlich sprang Benosa auf und tastete in der Dämmerung umher. Er suchte nach der Lampe und in wenigen Augenblicken enthüllte ihr Licht das Gesicht Desjenigen, der es ent-

zündet hatte. Auf den Mienen lag eine wilde Begier, und in den Augen flackerte wieder ein verständiger Ausdruck. Er ging hastig an's Werk, als ob er fürchte, auch nur einen Augenblick zu verlieren. Er riß die Thüre der eingemauerten Truhe auf, er zog den alten Kasten mit den großen Haspen heraus, und warf ihn auf den Boden; dann schleuderte er große Haufen von Papier und leeren Flaschen auf den Boden, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Auf dem Grunde des Kastens lag das Buch.

Er nahm es in die Hand und stieß die einzigen Worte aus, die er an jenem Tage gesprochen hatte:

„Wenigstens will ich die Ursache wissen!“

Das Werk wurde auf zwei verschiedene Weisen zusammengehalten, — durch die großen äußeren Haspen und durch ein paar kleinere eiserne Bänder, welche etwa ein Dutzend von den ersten Seiten fest zusammenhielten. Breite Siegel verbanden diese Haspen mit dem Papier. Sie verschlossen die Blätter, auf welchen der geheime Grund der Vendetta verzeichnet war.

Mit glühenden Augen und krampfhaft zitternden Händen riß Benosa den Band in der Gegend auf, in welcher das Geheimniß verborgen war.

Als er es that, erhob sich ein feiner Dunst von den Blättern. Er war kaum sichtbar, aber sein Einfluß durchdrang augenblicklich das Zimmer, denn ein

um die Lampe flatternder Nachtschmetterling fiel todt auf den Tisch.

Das Buch mit den eisernen Haspen lag vor Benosa offen da, und der geheime Grund war darin niedergeschrieben. Was hielt ihn davon ab, ihn zu lesen? Die geschriebenen Zeilen breiteten sich vor seinen Augen aus; aber diese Augen füllten sich mit Wasser und ihre Sehkraft wurde trübe und unsicher; die Zeilen schienen in einander zu laufen, er sah undeutliche Theile von wohlbekannten Wörtern und Buchstaben, aber er konnte keinen Sinn herausbringen.

Plötzlich rang er nach Athem und begann zu schwanken; dann schien er sich auf einen Moment zu sammeln; er preßte seine Hände gegen die Augen und wischte das aus ihnen hervorquellende Wasser hinweg. Aber der Dunst stieg heiß und erstickend von den offenen Blättern empor. Er machte eine heftige Anstrengung und brachte seine Augen zu dem Geschriebenen nieder, bis sie dasselbe beinahe berührten.

Das Buch lag offen da, aber es war unlesbar. Das feine Gift, welches sich in der Luft verbreitete, hatte sein Werk gethan. Benosa erfaßte das Buch, ließ es fallen und stürzte schwer darauf nieder.

Bei seinem Falle warf er die Lampe um. Die

Flamme des Dochtes erfaßte die alten Blätter, sie loderten auf und entzündeten die Fenstervorhänge!

* *
*

„Feuer!“ Der Himmel ist geröthet und die Menschen strömen bunt auf den brennenden Gegenstand zu.

„Feuer!“ Der grelle Widerschein zittert über das ganze Firmament.

„Wo ist es?“ rufen Hunderte. „In Fleet-Street?“ „Nein“ — „in der City?“ — „Darüber hinaus! in Whitechaple?“ — „ja, noch weiter hinaus!“ und die Füße eilen in schnellem Laufe vorwärts.

„Feuer!“ da gehen die Spritzen! — die Pferde in rasendem Galopp — es braus't, es rasselt, als ob schweres Geschütz zur Schlacht geführt würde. — Von der hastig vorübereilenden Maschine schimmern Lichter — Löschgehilfen mit blitzenden Helmen und Gürteln drängen sich hinzu, während sie durch die Straßen jagen.

„Feuer! Da ist das Haus!“ Seht das alte Haus in dem Gäßchen! dort steigen die glühenden Funkensäulen und der schwarze, von der Flamme gefärbte und roth angehauchte Rauch empor. Die Spritzen bahnen sich einen Weg, wie die Sensenwagen des Alterthums; aber zu spät! — zu spät! — Aus allen Fenstern lecken rothe Flammen heraus — fahren den Schornstein empor. Vom Keller bis zum Boden ist das Haus ein glühender Hohofen.

Plötzlich ein Krachen und eine brausende Lohe, die den Himmel röthet, und eine Explosion von Funken und glühenden Trümmern, wie aus dem Krater eines Vulkans. Das Dach ist eingestürzt!

* * *

Als die Ruinen kalt genug geworden waren, um durchsucht werden zu können, fanden die Spritzenleute die verkohlten Ueberreste menschlicher Knochen, und in ihrer Nähe einige Eisenstücke, die die Haspen eines Buchs gewesen zu sein schienen.

Epilog.

Der Schauplatz des Epilogs ist der des ersten Kapitels des Prologs, nämlich Flandern. Unsere Geschichte begann mit der ersten Stunde des ersten Maitags im Jahre **1610**; sie schließt mit dem ersten Maitage des Jahres **1834**, also zweihundertundvierundzwanzig Jahre später.

Der Morgen war ruhig und heiter; die Frühnebel sammelten sich noch über einem breiten glatten Flusse und auf seinen fruchtbaren, ebenen Ufern.

Zu beiden Seiten lag ein großes Panorama von grünen Kornfeldern und Weiden, langen Reihen von gestutzten Bäumen und Gruppen von hohen Pappeln. Hier und da schimmerte ein weißes Segel über dem Wasser; aber kein Windhauch schwellte das Segeltuch auf, kein Windhauch drehte den Wetterhahn, welcher auf jedem netten Bauernhause am Ufer stand.

Nur ein Schiff bewegte sich schnell den Fluß hinauf: es war ein herrliches Dampfschiff, dasselbe, welches damals den Sturm im Kanale überstanden hatte, als der amerikanische Kauffahrer auf der Goodwynsandbank scheiterte. Man konnte das Schlagen seiner Schaufeln auf meilenweit hören, während es ruhig den glänzenden Fluß hinauf ging.

Als es heller wurde, stiegen zwei Personen — eine Dame und ein Herr — die Cajütentreppe hinauf. Die Erstere stießen einen Ruf des Entzückens aus, als sie die schwüle Atmosphäre der Cajüte mit der balsamischen Luft des Morgens vertauschte. Dann legte sie ihren Arm auf den ihres Begleiters, und sie begannen, in ein eifriges, flüsterndes Gespräch versunken, zusammen auf dem Verdeck auf und ab zu schreiten.

Der Steuermann betrachtete sie scharf und neugierig. Sie waren Beide jung und die Dame sehr schön. Sie lehnte sich vertrauensvoll auf den Arm ihres Gatten und dann und wann ließ sie ihren Kopf an seiner Schulter ruhen und blickte liebevoll in sein Gesicht empor.

Endlich stellten sie ihren Spaziergang ein, und der Gatte schien seiner Gefährtin die Eigenthümlichkeit der sie umgebenden Landschaft zu erklären. Der Steuermann vernahm einige Bruchstücke ihres Gesprächs.

„Und dies ist also Flandern — das berühmte Niederland?“ murmelte die Dame.

„Das Land Deiner und meiner Vorfahren,“ bemerkte ihr Gefährte.

„Und es sieht vielleicht in allen seinen wesentlichen Punkten noch ebenso aus, wie vor zwei und einem halben Jahrhundert, wo die wunderbare Ereignißkette begann, welche den Verlust des Derbyrennens — den Schiffbruch auf der Godwysandbank, den Prozeß in der Old Bailey und —“

„Und endlich die Ceremonie zur Folge hatte, welche vor einigen Tagen vor dem Altar einer Kirche im Ostend stattfand.“

„Antwerpen, Sir,“ sagte der Steuermann plötzlich. „Sie hatten mir gesagt, daß ich Sie aufmerksam machen sollte, sobald ich es erblickte.“

Die Dame und der Herr schauten hinaus. Ueber das ebene Land stiegen mehrere Thürme empor, aber ein herrlicher Spitzthurm war höher, als alle andern. Das junge Ehepaar betrachtete ihn schweigend; dann sagte der Mann:

„Und in seinem Schatten war es, daß vor zweihundert und zwanzig Jahren die Vendetta begann.“

. . . .

In dem Thorwege des Hotels St. Anton in Antwerpen saß ein Herr, der in einer englischen Zei-

tung las. Die Sonne schien hell auf den Platz vor dem Hause, durch das gewölbte Thor schien ein kühler Wind, und dann und wann ein Duft, wie von einem bevorstehenden Diner.

Der Herr trug einen sehr glänzenden Hut, einen sehr großen und glänzenden Backenbart und einen stark pomadisirten Schnurrbart. Seine Kleider hatten ein halb militairisches Aussehen und waren Uebertreibungen der damals herrschenden Pariser Mode.

Wir wollen mit ihm den Artikel lesen, an dem er Interesse nimmt. Er lautete wie folgt:

„Wir haben jetzt dem allgemein ausgesprochenen Wunsche gemäß eine ausführliche, zusammenhängende Erzählung aller bekannten Ereignisse in der Benosa-Tragödie gegeben; um die Skizze zu vervollständigen, brauchen wir nur noch auf die gegenwärtigen Schicksale von Denjenigen hinzudeuten, welche in jenem Drama Hauptrollen spielten.

„Clement Lorimer trat unmittelbar nach seiner Vermählung mit Marion Esk eine Reise nach dem Continente an, welche längere Zeit dauern wird. Der General Pomeroy und seine Gattin haben England verlassen, um nach ihrer amerikanischen Heimath zu gehen, wohin, wie wir glauben, Mr. und Mrß. Lorimer nach ihrer Rückkehr von der Europäischen Reise ebenfalls auf einige Zeit gehen werden. — Flick, der

Jockey, reitet, wie man aus unsern Sportingnachrichten ersehen kann, dieses Jahr das Lieblingspferd des Derby. Mr. Grogrum, der Theaterdirector, genießt, wie unsre Leser wissen, eine ausgezeichnete Saison, und wir können zu unserem Vergnügen sagen, daß die Einigkeit im Theater so groß ist, daß man Doctor Gumbey seit dem Eröffnungsabende kein einziges Mal um ein Krankheitszeugniß ersucht hat. Mr. John Blockey ist, wie wir hören, zu einer lucrativen Stelle in der Steuerverwaltung ernannt worden, und Mr. O'Keene verläßt in Kurzem London, um die Pflichten eines Consuls in einer angenehmen und gesunden Niederlassung an der africanischen Küste zu übernehmen. Sir Harrowby Trumps wurde, wie unsern Lesern bekannt ist, zur Deportation auf längere Zeit verurtheilt: seinem Mitschuldigen Blane gelang es, zu entfliehen. Von Mademoiselle Chateauroux, die sich in St. Petersburg goldenen Beifall erwirbt, ist ein Brief eingelaufen, worin sie angiebt, daß die Versicherungen auf ihr Leben gemacht worden sind, und daß sie in der Idee darein gewilligt hatte, daß der Vorschlag nur eine Laune eines reichen Bewunderers ihrer Talente sei.

„Madame Lorton wird, wie wir mit gutem Grunde glauben, den Schauplatz ihrer frühern Triumphe wieder betreten, während Lady Trumps in strenger Zurückgezogenheit in einer entfernten Grafschaft lebt.

„Es ist, wie wir glauben, ziemlich bekannt, daß das von Benosa hinterlassene Vermögen an Clement Lorimer als dessen natürlichen Erben gefallen ist.“

Der Leser dieses Artikels hielt inne, sann einen Augenblick nach, wendete darauf das Journal auf die andre Seite, um nach seinem Namen zu sehen. Es trug den Titel: der Flegel, und eine Anmerkung unter der Titelzeile verkündete, daß es wöchentlich sechzigtausend Zeitungsstempel verbraucht. Darauf versank der Leser in tiefe Gedanken. Plötzlich wurde seine Schulter berührt. Er drehte sich um und sah einen Herrn mit einer Dame im Arm.

„Himmel! — Lorimer!“ — rief er.

„Marion,“ sagte jener zu seiner Begleiterin, „erlaube mir, Dir einen alten Bekannten von mir vorzustellen, Capitain de Wily!“

. . . .

Die Nacht senkte sich langsam auf Antwerpen nieder, aber Clement Lorimer und seine Gattin schlenderten noch Stundenlang, nachdem Alles still und dunkel geworden war, um die Kathedrale. Der Mond schien auf die schlafende Stadt, wie er geschienen hatte, als die beiden Lichter aus zwei alten Häusern schimmerten, welche düster und ernst dastanden.

Eine Stunde nach der andern erscholl vom Thurme der Antwerpner Kathedrale, und immer noch

waren Clement und Marion Lorimer in der Nähe. Ihre Gespräche betrafen die furchtbare Vendetta, welche endlich ihr Ende erreicht hatte.

Während sie noch sprachen, fand eine seltene atmosphärische Erscheinung statt. Ein Mondregenbogen wölbte sich über den Himmel. Das eine seiner Enden schien sich von dem Dache eines alten Hauses auf der einen Seite des Platzes zu erheben, das andere auf einem Gebäude von ähnlichem Aeußerm ihm gegenüber zu ruhen.

So verknüpfte der Regenbogen die beiden Häuser, aus denen in der Nacht zwischen dem **30.** April und dem **1.** Mai **1610** die beiden Lichter geschimmert hatten.

Das junge Paar wußte dies; denn die Fäden ihrer gemeinschaftlichen Geschichten, welche Marion theilweise in dem alten Hause in London erfaßt hatte, waren mit hinlänglichem Glück verfolgt worden, um zu beweisen, daß Antwerpen der Schauplatz der Eröffnung der Vendetta gewesen; und einige an jenem Tage besichtigte alte Register zeigten ihnen die Häuser, worin die Venosa's und van der Stein's gelebt hatten.

„Ein glückliches Omen," sagte Lorimer, als der Schimmer des Regenbogens immer glänzender und glänzender wurde; „die Zeit, wo fast nur Rache diese

beiden Häuser mit einander verknüpft hat, ist vorüber und siehe da, jetzt sind sie von einer heiligen Kette verbunden — einer Kette, die so lange das Sinnbild der Verzeihung gewesen ist, — einer Kette, die dem Himmel selbst ihren Ursprung verdankt.

Ende des zweiten und letzten Theils.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.